Dämmerungen.

Für
Deutſchlands gute Töchter:

von
J. G. D. Schmiedtgen,
Verfaſſer der Euphonie.

Leipzig,
bey Friedrich Auguſt Leo,
1796.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Der

Hochgebohrnen Frau Reichsgräfin,

Clementine von Pückler

geb. Reichsgräfin von Kallenberg;

Erbherrin der freien Standesherrſchaft
Muſkau, ꝛc. ꝛc.

unterthänig gewidmet.

Hinter ſeiner ländlichen Hütte, hatte Wallmin einen Erdhügel mit Roſen umpflanzt, von einfacher einheimiſcher Art. — Pfingſtroſen waren es, die er gepflanzt hatte im vergangenen Herbſt. Frühling war es itzt. — Oft lauſchte Wallmin, wenn ein Weſthauch mit den jungen Blättern der Roſengeſträuche koſte, und gewahrte lächelnd das allmählige Schwellen der Knos-

pen. Einst da kaum das Krähen des Hahns die dämmernde Morgenstunde verkündigt hatte; sprang er auf vom Lager und eilte zu seiner Pflanzung. Sieh' — da standen die Erstlinge, und nickten ihm freundlich den Morgengruß zu. „Wem — o wem zeig' ich euch nun zuerst?“ rief er itzt aus, und: „Maria sei es, der du sie zeigst;“ antwortete sein Herz;

„ſie iſt die Schönſte der Mädchen!“

Maria ſah ſie, und ihre Geſpielinnen folgten neugierig ihr nach zur Pflanzung Wallmins.

So der Traum, als meine gegenwärtige geiſtige Pflanzung ihre Endſchafft erreicht hatte. „Wem zeig' ich auch dieſe zuerſt?“ frug ich mich nun

und leise lispelte mein Genius mir zu: — — „Clementinen zeig' sie zuerst; denn ihr — ihr folgen gern nach die Töchter des Landes!“

Der Verfasser.

Vorausſetzung.

Bruchſtück eines Antwortſchreibens an Fr. v. W...

Weil es der Zeitſitte gemäß iſt, ſeinem Kinde beſondere Nahmen zu geben; weil im Annähern der dämmernden Stunde, nach vollbrachter häuslicher Arbeit, die Tochter des Hauſes zur Erholung mein Buch in die Hand nehmen könnte; weil der Geſchmack unſerer Zeit von der Art iſt, daß meine Erzählungen wahrſcheinlich zur Abenddämmerung gehören, oder mit anderen

Worten — zu den letzten ihrer Art: — um deswillen nenn' ich mein Buch Dämmerungen.

Dies führt mich auf einige Worte, vom Geschmack der lesenden Welt und mancher Schriftsteller. Sie wissen, was wir oft über das Heer der Ritterromane sagten, — wissen die Aufgaben, welche wir uns machten; — womit endlich wohl diese Schaugerichte abwechseln würden? — Nun können wirs ziemlich errathen. — Mit einer gar trefflichen Kost! mit einer übersinnlichen Nahrung wechseln sie ab! Wir fangen jetzt an, uns wieder mit

unſern verſtorbenen Brüdern des funfſ-
zehnten und ſechzehnten Jahrhunderts,
und wohl noch früherer Zeiten, zur
Gemeinſchafft der Geiſter zu erheben.
Satan nebſt ſeinen Geſellen kommt
wieder zum Vorſchein, freilich ein we-
nig anders gekämmt und mit Rahm-
ſchuhen, daß man den Pferdefuß nicht
ſo deutlich ſieht; man hört und ſieht
was man ſonſt gar nicht hören und
ſehen könnte; lernt Dinge, — doch
was will ich, — glaubt allmählig
Dinge, wollte ich ſagen, welche man
vor kurzem erſt unter dem Nahmen
Aberglauben zu verdrängen ſuchte

Mit einem Wort: — eine nahrhaffte Koſt! Thomaſius ſelbſt müßte ſich freuen, wenn er noch lebte! Da indeſſen die leſeſüchtige Welt bisher in der grauen Vorzeit gelebt und gewebt und ſich die Sitten jener Zeiten anſchaulich gemacht hat; ſo iſt es gar nicht übel, wenn man ſie nun auch ein bischen mit den Geiſtern, und was ihnen anhängt, aufs neue bekannt macht. Der Uebergang iſt ja ſo nahe. Die Stimme deſſen, welcher von Lebensweisheit ſpricht, die man der leſenden Welt in einem gefälligen Gewande darſtellen könnte; von dem reichhalti-

gen Stoff, welchen jedes Zeitalter zu dergleichen unterhaltenden Schriften darreicht; und von der nöthigen Hinsicht des Schriftstellers auf die vorhandenen Lücken in der Geistesbildung seiner Zeiten, — — o diese Stimme verhallt sehr leicht im dumpfigten Winkel. Und wenn selbst ein Kant sagt, daß wir von der übersinnlichen Welt gar nichts wissen könnten: kann er den tosenden Waldstrom zum Schweigen bringen.

Sie wollen zur Uebersicht kurz und gedrängt die Absicht meiner Erzählungen wissen? hier ist sie; denn Ihnen

kam ich ſchon ins Ohr ſagen, was die Welt nicht gern hören will, daß ich nämlich mehr als bloße Unterhaltung beabſichte.

Benjamine, oder die Aſter, (wobei eine wahre Geſchichte zum Grunde liege,) ſtellt die traurigen Folgen einer übermäßig zärtlichen Erziehung dar; die Nachtheile der Eitelkeit — vorzüglich in Abſicht der Sucht, glänzende Stände zu erſteigen; und endlich die Folgen ſolcher Maaßregeln, welche man zur Rettung weiblicher Ehre, dem Anſchein nach klug und vortheilhafft wählte.

Der Widerſpruch, oder die Bettlerfreude (auch hier liegt Wirklichkeit zum Grunde) ſtellt die Freuden der Natur und die der Kunſt — wenn man ſie nicht lieber Thorheit nennen ſollte, auf. Nebenher kann man das Verhältniß des Menſchen zum Menſchen ein wenig gewahr werden, und ſehen, wie man wohlthätig werden kann, ohne reich zu ſein und zu prahlen.

Das Gericht der Grünlinge — hat die große große Abſicht, daß es die Vortheile ſchildert, welche die Wahl ſolcher Stände gewährt, die

wie man gewöhnlich sagt — ihren Mann nähren, auch dann, wenn ein Unglück dem andern folgt. Babo hat mich durch sein lehrreiches Schauspiel: Das Bürgerglück, auf diese Ideen gebracht. Meines Erachtens aber hat der Verfasser die aus der Fremde als Handwerker zurückkehrenden Söhne der Hofräthin, zu roh und im Tone des ungebildeten Handarbeiters auftreten lassen, welches ihrer Erziehung und der nothwendig erlangten Weltkenntniß widerspricht; vorzüglich aber beim Zuschauer Eckel, oder doch wenigstens Lachen erregt. Mein Uhr-

macher Reinhold und seine Kinder habe ich als gebildete Menschen dargestellt, wie sie sein konnten und mußten, wenn sie ein lehrreiches Beispiel geben sollen.

Im Ganzen betrachtet soll mein Buch auch ein ächt deutsches sein, ohne ein Gemenge fremder Wörter oder solcher, welche die Unachtsamkeit und Trägheit des nachäffenden Deutschen aufnahm und beibehielt. Ich schreibe für Töchter Deutschlands — und denke mir dabei Töchter, die ihr Vaterland und mit demselben ihre schöne Muttersprache lieben.

In Betreff des Nahmens — Benjamine, glauben Sie also nicht, daß mich der Kunstrichter auf Burtorfs hebräisches Wörterbuch verweisen sollte? Ich bin auch Ihrer Meinung; weil dieser Weisungen in Ansehung der Benennungen sehr viele sein müßten.

Inhalt.

Benjamine oder die Aſter. S. 1

Der Widerſpruch, oder die Wettlers freude. 179

Das Gericht der Gränlinge. Ein ländliches Familiengemählde. 253

Benjamine oder die Aſter.

An einem Herbſttage ging Agnes Oſmann in den mittäglichen Stunden, wenn die Sonnenſtrahlen dem Liebhaber der Natur jene Milde gewähren, die er im Sommer in den Früh- und Abendſtunden genießt, allein auf einem Wege, welcher ſie in die Nähe des Gartens führte, den der Kaufmann Wahl im vorigen Jahre gekauft hatte. Seine Abſicht beim Kauf deſſelben war beſonders dahin gegangen, ſeine kränkelnde Gattin — ſeine Benjamine dem Gewühl der Stadt zu entziehn, ihr mehr Auf-

heiterung zu verschaffen, und ihre sinkenden Kräffte im Schooße der Natur, und umgeben von ihren Zöglingen, aufleben zu sehen. Agnes fühlte Drang, ihre leidende Freundin zu sprechen und zu hören, ob die Absichten ihres Gatten an ihr erreicht würden, da sie ihrer Geschäffte wegen den Besuch bei ihr ziemlich lange hatte entbehren müssen. Aber sie verfehlte den Eingang, ging am gothischen Lattenzaun vorüber und wäre itzt vom Wege wieder seitwärts geführt worden, wenn sie nicht ihren Nahmen hätte nennen hören. Sie wandte sich nach dem Orte hin, von wo die Stimme herkam und sah Benjaminen, welche sich um eine Rosenhecke wand, ihr vertraulich zuwinkte und rief:

„Meine Agnes will vorüber gehn?“

„Nein, meine Theure. Ich habe die „Abſicht, dich zu beſuchen; nur die Ver„änderung des Zauns und Einganges „iſt ſchuld an deiner Muthmaaßung und „an meiner kleinen Verirrung.“

„Dank dir Theure für deine Liebe. Komm an mein Herz.“ (Benjamine öffnet die Thüre.)

„Ich urtheile doch richtig, daß du „binnen der Zeit, in welcher ich dich „nicht geſehen habe, ſowohl an deiner „Geſundheit, als an der Ruhe deines „Geiſtes gewonnen haſt?“ —

„Und den Anlaß deines Urtheils — woher nimmſt du dieſen?“

„Hm, — weil ich dich hier im Garten „finde, weil deine Geſichtsfarbe — —“

(Benjamine drückt ihre Hand.) „Agnes, —
du willst mehr sagen, als du sagen
kannst.“ Die Farbe meiner Wangen ist
die Farbe dessen, welcher sich dem Gra-
be nähert. Daß du mich aber jetzt im
Garten findest, dazu bewog mich theils
die sanfte Sonnenwärme, theils der Ge-
danke, daß ich meinem Gatten, wenn
er am Abend von seinen Geschäfften
aus der Stadt zu mir eilt, sagen kann
ich habe den Willen des Arztes befolgt.
Es ist dir ja bekannt, warum mein
Mann diesen Garten und das Haus
gekauft hat. Warum sollte ich nicht
seine Hoffnungen nähren, so lang
meine Kräffte es zulassen? “

„Du sprichst blos von seinen Hof-
„nungen; solltest du sie denn nicht sel-

„bei dir nähren dürfen? Dein hieſiger „Aufenthalt iſt vielleicht noch zu kurz ge„weſen, um ſeine Wirkungen auf deine „Geſundheit hinlänglich zu zeigen.“

„Glaube mir, daß ich, ehe ich dieſen Ort kannte, vollkommen überzeugt war, daß nichts im Stande ſein würde, meine untergrabene Geſundheit völlig zu ſtützen. Daß vielleicht meine gänzliche Auflöſung durch die Veränderung etwas verſpätet und mein Tod weiter hinausgeſetzt werden würde, dieſe Vorſtellungen machte ich mir, und finde ſie auch jetzt beſtätigt.“

„Aber ſollte nicht Einbildung ——“

„Ich weiß was du ſagen willſt. Es iſt nicht Einbildung, meine Gute, nicht Schwärmerei, die den Gedanken an den

Tod zum Mittelpunkte hat: nein, es ist völlige Gewißheit, und eine gegründete Ueberzeugung, welche aus mir spricht.“

„Und gesetzt, daß du Ursache zu „dieser Ueberzeugung hast; so sollte ich „doch glauben, daß du durch Auffu„chung anderer Gedanken, durch Zer„streuungen und durch den Genuß, den „dir die Natur reicht, vieles beitragen „könntest, dein Herz zu beruhigen, die „Ueberzeugung zu schwächen und sie „nachgerade ganz aufzuheben. — Ich „kenne längst deine Zuneigung zu den „Blumen, den schönen Kindern der „Natur: sollte ihre Pflege, ihre viel„leicht etwas mühsame Bearbeitung, „und ihre Betrachtung an der Seite

„theilnehmender Freundinnen nicht viel
„zur Erheiterung des Geiſtes und zur
„Stärkung des Körpers beitragen? —
„Du biſt ja den Vorurtheilen mancher
„kleindenkenden Seelen dich entzogen;
„kannſt daher ſelbſt die Geiſtkanne in
„die Hand nehmen; dich — in leichte
„und bequeme Kleider geworfen, der
„Arbeit des Ausjätens unterziehen;
„kannſt den Boden um ſie herum aufle-
„kern, ſie verpflanzen, abſenken, und
„dergleichen.“

„Du ſprichſt von Mangel der Ruhe
meines Herzens, und du kannſt recht
haben, aber auch dich täuſchen. —
nach Maaßgabe des Entſtehungsgrun-
des, den du in Hinſicht meiner Un-
ruhe annimmſt. Dann urtheilſt du

unrichtig, wenn du glaubst, daß ich in meinen Jahren, wo im allgemeinen die Liebe zum Leben noch laut im Busen schlägt, und wo unser Herz berechtigt zu sein glaubt, gegründete Ansprüche auf die geselligen Freuden des Erdenlebens zu machen, — daß ich durch den Gedanken an Auflösung, an Trennung von dem, was ich auf Erden liebte, zu einer zaghafften Unruhe verleitet würde. Es war zwar eine Zeit, wo mich der Gedanke: bald mußt du sterben, mächtig niederschlug; aber jetzt Freundin; — nein, jetzt beunruhigt er mich nicht mehr. Mit einer gottergebnen Stille habe ich von dem Blumen des vergangenen Sommers, welche hier um mich her blüh-

ten und verwelkten, Abſchied genommen. Lache nicht über meine Schwachheit, aber ich geſtehe dir, daß ich zu jeder Blume, welche ihr Haupt neigte, mit einer ſüßen Thräne im Auge ſagte: gehe mir voran, bald folge ich dir nach. Oft hängt mein Blick lange an dieſen Kindern der Natur — an dieſen Aſtern, welche ſich noch in den letzten Tagen der freundlichen Jahreszeit, mit jugendlicher Munterkeit empordrängen. Ihr ſeid die letzten Blumen des Jahrs, denke ich dann, ihr werdet auch die letzten ſein, welche mein ſterbliches Auge auf dieſer Erde erblickt. — Aber wenn ich ſo zu ihnen rede, dann wird mir ihr Anblick nicht ſchmerzhafft; er ſcheucht mein Auge

nicht zurück: sondern gewinnt vielmehr an Anzüglichkeit, die ihm ehedem entging. Die Rose war sonst meine Lieblingsblume. So lange ihre Zeit währte, trug ich eine von ihnen an meinem Busen: aber jetzt hat die Aster mich ganz für sich eingenommen. — — O Theure, wenn einst die Zeit ihrer Blüthe wiederkehrt, und diese menschliche Blume, welche itzt welkend noch vor dir steht, nicht mehr sein wird, nicht mehr ihr Herz in deinen Busen schütten kann: wirst du sie wohl bisweilen mit freundlicher Wehmuth anlächeln und dabei deiner Benjamine — —

(Agnes wirft sich thränend an ihr Herz.)

„Du bist grausam, wenn du meine Em-

„pfindungen noch höher anſchwellſt.
„Warum läſſeſt du ſo bitter mich füh-
„len, wie ſehr ich dich liebe! Du willſt
„von deiner Ruhe mich überzeugen, und
„marterſt mein Herz.“

„Nein Freundin, das will ich nicht,
ſo ſehr ich auch wünſche, daß du von
meiner Ruhe dich überzeugen möchteſt,
welche ich empfinde, wenn ich an Tod
und Grab denke. Siehe mich an;
denn mein ruhiger Blick wird dich
theils von der Wahrheit deſſen über-
zeugen können, was ich dir itzt mit-
getheilt habe, theils eine Aufmunte-
rung für dich ſein, deine freundſchaft-
lichen Gefühle nicht bis zur Unruhe
aufwachſen zu laſſen.“

(Agnes trocknet sich die Thränen.) „Du „bist mir ein Räthsel. Wie ist es mög„lich, daß du noch irgend eine Verau„lassung finden kannst, dein Herz dem „Gram zu überlassen, wenn du mir „sagst, daß du über die Hinfälligkeit „deines Körpers beruhigt bist: denn ich „finde in deinem Gesicht zwar die Be„stätigung deiner Aussage, aber auch „zugleich die Merkmahle eines tiefflie„genden Kummers; der deine Seele „drückt. Scheuche ihn von dir, er ist „wahrscheinlich zu gering, als daß er „durch den Genuß der Freundschaft „nicht verdrängt werden könnte, und „durch die Liebe und Zärtlichkeit, mit „welcher dein Gatte und dein Kind dir „zuvor zu kommen suchen."

(Benjamine seufzt.) „Wenn nun aber eben in diesen Erweisungen der Zärtlichkeit und Liebe die Quelle meines nie versiegenden Grams läge? Wenn die verdoppelten Bemühungen meines Gatten, mich ins Leben zurück zu führen, mich nur noch näher an mein Grab zu bringen im Stande wären; und ich in den Liebkosungen meines Kindes einen langsam wirkenden Gifttrank fände? — Wie dann?“

„Du führst mich immer tiefer in „eine Gedankenverwirrung, aus welcher „niemand als du selbst mich wieder zu„rückbringen kann. Wärst du durch mei„nen bisherigen Umgang mit dir voll„kommen von der Reinheit meiner Ge„sinnungen überzeugt, wüßtest du leb-

„hafft, daß meine Freundschafft unge-
„heuchelt und mein Karakter der Mit-
„theilung eines Geheimnisses nicht un-
„würdig wäre: so würde ich dich jetzt
„bei unserm Alleinsein bitten, unserer
„Freundschafft gemäß zu handeln, und
„mir die Ursache deines Grams mitzu-
„theilen. Vielleicht könnte ich im
„Stande sein, ihn, wenn nicht ganz
„zu verdrängen, doch wenigstens zu
„vermindern.“

„Ich danke dir schwesterlich für dei-
ne edle Absicht, ohngeachtet ich vor-
aussehen kann, daß du sie nicht errei-
chen wirst. — Doch damit du siehst,
daß ich alles in dir gefunden habe,
was die Freundschafft heischt; — da-
mit du siehst, daß ich mich meiner

eignen Verirrungen nicht ſchäme; daß mein Gram nicht die Frucht einer verdorbenen Einbildungskrafft, oder das Kind einer überſpannten ſelbſtgemachten Sittlichkeit ſei: ſo will ich dir das Räthſel löſen. Deine Theilnahme, dein Mitleid — wird mir den Kummer erleichtern, da er nicht aufgehoben werden kann, und dir wird mein naher Tod in einem wohlthätigen Licht erſcheinen. — Jener Ruheort zur rechten Seite des Gartens wird zu dieſer Abſicht am geſchickteſten ſein; denn ſchon fühle ich mich zu ſchwach, länger an deiner Seite umher zu gehn.“

Schweigend gingen beide durch einen Schlangengang zwiſchen mannichfalti-

gen Gesträuchen und Holzarten, welche durch ihre absichtliche zwanglose Unordnung bei dem Liebhaber des Schönen jenes angenehme Gefühl erregen, welches bei dem Liebhaber des Ueppigprächtigen nur dann entsteht, wenn die Kunst in ihrer Anwendung sich selbst übertroffen zu haben scheint. Benjamine und Agnes, ohnerachtet beide einen Wohlgefallen an solchen Gegenständen fanden, welche sich durch die Kunst in ihrer Einfalt und eigenthümlichen Beschaffenheit, und zugleich in einer überraschenden Mannichfaltigkeit dem Auge darstellen, fühlten jedoch in diesen Augenblicken nichts von den angenehmen Eindrücken der Natur. Sie waren zu sehr mit dem Gedanken beschäfftigt, ihre Vorsätze am

zweckmäßigſten auszuführen. Benjamine ſuchte das Ganze, welches ſie ihrer Freundin mittheilen wollte, theils mit einem Blick zu überſehen, theils nach ſeinen Theilen gehörig zu ordnen, um die Wirkung vollkommen zu erreichen, und ihrer Zuhörerin anſchaulich zu machen, wie gerecht ihr Gram und zugleich wie unerlaßlich er ſei. Agnes hingegen dachte darauf, wie ſie Benjaminens Darſtellungen, von welcher Art ſie auch ſein und ſo ſehr ſie auch ihren Kummer rechtfertigen möchten, an ihrer Beweiskrafft ſchwächen könnte, und fühlte die Freude ſchon im Voraus, die ſie empfinden würde, Benjaminens Herz geheilt zu haben, und vermittelſt deſſen auch ihren Körper. Indeſſen wurde doch jede

von ihnen den Widerſpruch ihrer Gedanken gewahr, den ſie ſich verſchwiegen, ſo ſehr ſie ſich Mühe gaben, durch ihr Aeußeres die innern Verhandlungen ihrer Gedanken zu verhehlen. Sie wollten nicht ſchweigen und doch ſchwiegen ſie; ſie ſuchten Gelegenheit, eine Unterhaltung mittlerweile anzufangen, aber entweder war der Gegenſtand, der ſich dazu anbot, zu reichhaltig oder zu arm und würde ihre Abſicht zu ſehr verrathen haben. Benjamine brach zwar das Stillſchweigen durch einige Worte; aber ſie hatten itzt nicht Krafft genug, andere Worte zu erzeugen. „Agnes,“ ſagte ſie, „auch ſterbend iſt die Natur ſchön! Das Laub der Birke und des Ahorns, iſt es nicht, als ob es — — im Be-

griff itzt herabzuzittern, uns durch sein buntes Farbengemisch noch einmal freundlich zulächelte? Das Entsinken der Blätter erinnert uns an den Blüthenregen des Frühlings; und nur das Rauschen derselben unter unsern Füßen ist gleichsam ihr Grabgesang." — „Es „muß ja," antwortete diese, „in der Na„tur ein immerwährender Wechsel Statt „finden; eines muß das andere drängen, „und wenn wir den Verlust des einen „bedauern, so liegt in diesem Bedauern „der Stoff zur Bewillkommung des an„dern." Mit diesen Worten hörte ihre jetzige Unterhaltung wieder auf, worin Benjamine gewiß zu einer andern Zeit vieles gefunden hätte, um ein Lieblingsgespräch anzuketten. So kamen sie ende

lich mit Vorbeigehung vieler andern Ruheörter, an den Ort, welchen Benjamine besonders liebte. Hier ließen sie sich auf die einfache Lattenbank nieder; der Wind wehte leise in den Wipfeln der beiden Ahornbäume, welche sie beschatteten, und nichts störte die herrschende Stille, als das vereinzelte Sinken des sterbenden Laubes.

„Wenn du mich," begann Benjamine, „richtig beurtheilen und dich überzeugen willst, daß mein Gram von meinem eignen innern Richter — von meinem Gewissen gerechtfertigt werden muß: so ist es nöthig, dir die frühern Verhältnisse meines Lebens mitzutheilen. Meine jetzigen Empfindungen, meine Gedanken und Wünsche, ja selbst

meine körperlichen Umstände, in denen du mich siehst, sind eine Folge von ihnen. Wer mich nur nach meinen scheinbaren Verhältnissen beurtheilen will, dessen Urtheil ist einseitig und für mich nachtheilig. Er muß in mir ein eigensinniges und halsstarriges Wesen erblicken, das den Vorstellungen der gesunden Vernunft ohne Grund entgegen handelt; das den Erweisungen der Liebe und Zärtlichkeit Starrsinn entgegen setzt; und unempfindsam bei der Theilnahme edler Menschen sich — durch Vorurtheile befangen, für ein überflüßiges Wesen in der Reihe der andern betrachtet. Nun weiß ich zwar wohl, daß meine Geständnisse, die du von mir hören wirst, nicht ver-

mögend sind, auch die Urtheile anderer zu berichtigen, um weswillen ich dich auch schwesterlich bitte, sie in deinem Busen zu bewahren: aber der Gedanke, daß ich auf meinem Hingange zum Grabe dir — meiner bewährten Freundin — Aufschlüsse über mich geben konnte und durfte; — o wie tröstend und beruhigend wird er mir sein!

Meine Eltern hatten einige Jahre ihrer Ehe kinderlos verlebt, ohngeachtet ihnen weder Zärtlichkeit, Treue und Eintracht, noch die nöthige Gleichstimmung der Seelen mangelte. Um so regsamer mußte der Wunsch bei ihnen sein, einen Zeugen ihrer Liebe zu erblicken, da sie sich in einem solchen

Zuſtande befanden, wo ſie ihrem Kinde eine gute Erziehung geben konnten. Sie waren zwar nicht reich, aber das Amt eines Bürgermeiſters zu Wartenitz, welches mein Vater bekleidete, reichte ihnen mehr, als ſie für ſich ſelbſt bedurften. Denke dir daher die trunkne Freude meiner Mutter, da ſie ſich fühlte, einem Augenblick entgegen zu gehen, der eine Frucht ihres Leibes an den Tag bringen würde; denke dir das Entzücken meines Vaters, wenn ihm ſeine Gattin bei ihrem Muttergefühl entgegen lächelte: aber denke dir auch ihren beiderſeitigen Schmerz, da der Erſtling ihrer ehelichen Liebe, da ihr Sohn am achten Tage ſeines Lebens dem Wink des Todes folgen und

sie wieder verlassen mußte. In Jahresfrist änderten sich die Umstände meiner Mutter aufs neue. Hoffnung und Freude lebten wieder bei ihnen auf, aber die schmerzliche Erfahrung, welcher sie ausgesetzt gewesen waren, mischte bittre Ahydungen in sie. Die Stunde der Geburt nahte sich und meine Mutter erblickte ein Mädchen in ihrem Schooße — erblickte mich; doch nur, wie es schien, um mich zu sehen, nicht als Tochter zu genießen. Der Tod schwebte auf ihrer Stirn, und mein Vater harrte ihres letzten Augenblicks mit ringenden Händen an ihrem Lager. Schon glaubte er den letzten Kuß auf ihre sterbenden Lippen gedrückt zu haben, als der Funke ihres

Lebens in ſeinen Armen wieder entglimmte. Mutter und Kind blieben leben. Er nannte mich das ſüße Kind der Schmerzen und dies war die Veranlaſſung, daß man mir den ungewöhnlichen Namen Benjamine gab.

In dieſen Umſtänden, welche meine Geburt wichtiger machten, als es geſchehen wäre, wenn meine Mutter nicht ſo nahe am Rande des Grabes geſchwebt hätte, und ihr Erſtgeborner am Leben geblieben wäre, lag ein wirkſamer Grund zu der Richtung, welche mein Leben erhielt. Wirkſam wurde er beſonders auch dadurch, daß meine Mutter nach mir kein Kind wieder gebahr und ich ihr einziges blieb. Wie ein der Gottheit geheiligtes Geſchenk

betrachteten mich meine Eltern, oder wie eine Gabe des Himmels, bei deren Besitz sie mit Zittern an ihren Verlust dachten, und in demselben zugleich den Verlust aller Glückseligkeiten dieses Lebens wähnten. Darf ich dir nun wohl, liebe Agnes, erst sagen, daß eine überspannte Zärtlichkeit gegen mich in ihrem Herzen, besonders im Herzen meiner Mutter sich erzeugte? Du selbst bist Mutter, du selbst kennst die Wichtigkeit ihrer Mäßigung und die Nothwendigkeit mit Weisheit ihre Gränzen zu zeichnen; du weißt aber auch, wie leicht die Gränzen vom Muttergefühl erweitert oder übersprungen werden, besonders in dem Fall, wo erlittene Schmerzen und Drangsale die Erwei-

terung der rechtlichen Zärtlichkeit zu billigen scheinen. Genug — ich war die einzige Tochter, war also der Liebling ihrer beiderseitigen Herzen, und der Mittelpunkt, in welchem alle ihre Wünsche, Entwürfe, Erwartungen, Hoffnungen und ihre sämmtlichen Gefühle sich vereinigten. Auf die Art keimte so manches in mir empor, welches weniger zärtliche Eltern bemerkt und vertilgt hätten. Ich wurde frühzeitig herrschsüchtig, weil mir niemand widersprechen durfte und mir selbst meine Eltern unter dem Vorwand: es ist ein Kind, in Dingen nachgaben, die sie mir hätten verweigern sollen. Ich wurde eitel auf mich und meine Person, weil die Schmeicheleien, wel-

che andere meinen Eltern, wegen meiner Gestalt und Kleidung, sagten, von ihnen in meinem Beisein mit gefälligem Dank angenommen wurden. Ich lernte andere verachten, weil meine Mutter oft in meiner Gegenwart die Fehler anderer rügte, ihre Erziehung tadelte und sie mit der ihrigen als einer ungleich vorzüglichern verglich. Ich wurde gewissermaaßen hart gegen Dürftige und geitzig, oder wenn man ein Laster in einem Kinde noch nicht suchen kann, — wenigstens gleichgültig bei den Klagen der Leidenden, weil ich glaubte, daß sie ihrer Unvollkommenheit wegen ein solches Schicksal verdienten und weil ich oft von meiner Mutter hörte, daß ihr Elend die Folge ihrer Ver-

ſchwendung ſei. Mit einem Wort, es entſtunden bei mir ſo viele falſche Neigungen, daß mich der unbefangne Beobachter gewiß nicht lobenswerth finden konnte. Nimm noch hinzu, daß mein Körper durch die ängſtliche Sorgfalt meiner Mutter, weichlich wurde. Meine Schönheit, welche vielleicht nur in ihren Augen dieſen Namen verdiente, war ihr Stolz und die Anlage, welche ſie in mir zu einem ſchönen weiblichen Körperbau zu finden glaubte, ihr mütterlicher Ruhm. Dieſen Vorurtheilen gemäß ſchätzte ſie mich nicht blos vor Dingen, die mir erſt durch Mißbrauch hätten nachtheilig werden können, ſondern entzog mich auch demjenigen, was meinem Körper eine grö-

ßere Beſtigkeit und meinen Nerven weniger Reitzbarkeit hätte geben können.

Glaube nicht, liebe Agnes, daß ich hiedurch meine Mutter nur tadeln und meine Fehler, welche aus dieſer Erziehung floſſen, entſchuldigen will. Die Umſtände, die ich dir von meiner Geburt angeführt habe, nebſt andern Dingen, welche zu klein ſind, als daß ich ſie dir alle nennen könnte, waren hinreichend, die Zärtlichkeit meiner Mutter zu einem ſo hohen Grade anzuſchwellen und die Blicke meines Vaters, welche er auf meine keimenden Untugenden hätte werfen ſollen, zu benebeln. Man muß ſelbſt Mutter ſein, um die Größe des Muttergefühls und ſeine Wirkungen berechnen zu kön-

nen. Wie viele groſse Männer unſers Zeitalters, die ſich durch ihre Belehrungen über Erziehung und Bildung der Menſchheit, die gröſsten Verdienſte erworben, widerſprechen ſich durch ihre Handlungen, welche das elterliche Gefühl im Kreiſe ihrer Kinder erzeugt? Nein! ſanft ruhe der Staub meines Vaters! Sanft flieſse der Reſt der Tage, meiner noch lebenden von mir entfernten Mutter dahin! Sie fehlten mit tauſend andern als Menſchen, die durch die Bande der Natur ſich zu veſt anziehen lieſsen.

Wäre ich unaufgehalten bei meinen allmählig wachſenden Neigungen geblieben, und hätte ich die Bahn nach meinem Eigendünkel verfolgt, welche

ich schon so frühzeitig betreten hatte; so würde ich jeder Stelle in der menschlichen Gesellschaft unwerth geworden sein. Aber — Dank sei dem ewigen Wesen, ich erhielt einen Wohlthäter, der mich nach seinen Kräfften, und so wie es Klugheit und Weisheit erlaubten, von der bisher betretenen Bahn abzuleiten suchte. O könnte ich jetzt dankbar die Hand des guten Gellberts drücken, den ich damals zum Hauslehrer erhielt; könnte er die Thräne sehen, die ich oft seinem Andenken gewidmet habe und jetzt widme, so würde ich diese Freude unter die wichtigsten rechnen, welche ich genoß: aber schon längst ist dieser Edle mir in die belohnende Ewigkeit vorangegangen. — Du

kannſt leicht denken, welche Schwierigkeiten er bei meiner Bildung theils in mir ſelbſt, theils in der Zärtlichkeit meiner Eltern fand. Oft war der Augenblick nahe, wo er unſer Haus verlaſſen wollte, aus Ueberdruß, länger ein undankbares Geſchäfft fortzuſetzen. Allein mein Vater mußte ſeinen Verdienſten bei der Gröſſe ſeiner Liebe zu mir dennoch Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und vermittelte es gewöhnlich, daß er ſich meiner Bildung noch länger unterzog. Durch ihn allein erhielt ich beſſere Begriffe vom Zweck des menſchlichen Lebens und von meiner Beſtimmung überhaupt. Er arbeitete eben ſo ſorgfältig an meinem Verſtande, als an meinem Herzen. Zwar

blieben seine Lehren bis in mein mannbares Alter mehr Sachen des Gedächtnisses als der Ueberzeugung: allein dann, als mein Nachdenken reifte und ich zugleich durch die Folgen meines Verhaltens auf mich selbst aufmerksamer gemacht wurde, stellten sie sich meiner Seele in einem wohlthätigen Lichte dar.

Am tiefsten hatte sich unter meinen Fehlern — die Eitelkeit eingewurzelt; und gerade dieser Fehler war derjenige, welcher in der Behandlung meiner Mutter und der Schmeichler unsers Hauses die größte Nahrung fand. In ihm muß ich größtentheils die Triebfeder meiner nachmaligen Thorheiten suchen; in ihm liegt die

Quelle meiner Leiden und Krankheiten, in ihm auch die Urſache meines frühen Todes. Die Bemühungen des guten Gellberts waren vergeblich.

Bis in mein vierzehntes Jahr genoß ich das Glück ſeiner Lehren; aber mit dieſem Jahre begann die groſſe Veränderung meines Lebens. Gellberts Verdienſte um mich ſollten belohnt werden, wenn man ſolche Verdienſte belohnen kann, dadurch, daß ihm ein Amt durch die Vermittelung meines Vaters angetragen wurde; aber eben um dieſe Zeit rief ihn die Gottheit vom Schauplatz der Welt. Schon damals koſtete mich ſein Tod Thränen, denn mein durch ihn ent-

pfindſam *) gemachtes Herz fühlte ſeinen Verluſt, ob gleich mein Verſtand die Gröſſe deſſelben nicht einzuſehn im Stande war. Indeſſen trockneten bald dieſe Thränen; da ich jetzt mehr noch als ſonſt mit mir beſchäfftigt war. Meine Eitelkeit, welche ich bisher als Kind gehabt hatte, bekam einen mächtigern Antrieb durch die innern Anregungen, welche mein Alter mit ſich brachte, und wurde durch den Zweck — zu gefallen, zugleich ein Gegenſtand meines Nachdenkens, da ſie vorher nur ein Gegenſtand meiner Sinn-

*) Man wird doch wohl dieſem Worte Gerechtigkeit wiederfahren laſſen?

lichkeit geweſen war. Gerade in dieſen Jahren hätte ich der Hülfe eines Einſichtsvollen am meiſten bedurft, um meinen Neigungen, Wünſchen und Empfindungen die beſte Richtung zu geben: aber hier war ich mehr als mir ſelbſt überlaſſen. Meine Mutter berauſchte ſich gleichſam mit den angenehmen Vorſtellungen des Glücks, welches ſie durch meine Schönheit zu genießen hoffte; ſie zählte ſchon die ehrenvollen Anträge, die man ihr meinetwegen da und dort her machen würde, erblickte ſchon in mir dieſe und jene betitelte Frau, und war zu wenig behutſam, um mir dieſe Gedanken zu verhehlen. Wie ſehr blähte ſich daher mein Herz auf, weil ich

nun selbst meine Wichtigkeit und meine Vorzüge gegründet zu finden glaubte.

Laß mich hier über einige Jahre hinweggehn, in denen weiter nichts vorfiel, als daß mein Herz immer eitler wurde, und daß ich von einigen Jünglingen Schmeicheleien und Träumereien der Liebe hörte. Sie waren jedoch viel zu flatterhafft, als daß ich an einen von ihnen mich näher angezogen hätte fühlen können. Ueberdies war ich noch nicht im Stande, einen Unterschied unter ihnen zu machen. Der Hang zu ihrem Geschlecht war noch zu allgemein und der Wechsel ihrer Schmeicheleien war auch der Wechsel meiner Liebe, wenn ich sie so nennen darf. Ich fand heute diesen

und morgen jenen angenehm und liebenswürdig.

Mit dem Anfange meines achtzehnten Jahres beſuchte uns meine Muhme die Schweſter meiner Mutter, welche ſich als Wittwe mit ihrer Tochter in Sternfels der Reſidenz unſers Fürſten aufhielt. Sie als eine kluge und einſichtsvolle Frau hatte ſchon ehedem die falſche Richtung bemerkt, welche mein Karakter erhalten hatte, und ſahe jetzt den ſchlüpfrigen Pfad, auf dem ich wandelte. Sie entſchloß ſich daher mich wo möglich zu retten, und that meinen Eltern den Vorſchlag, mich auf einige Zeit zu ſich zu nehmen. Auf jeden Fall würde ſie eine abſchlägige Antwort erhalten

haben, wenn sie nicht ihrem Gesuch ein solches Gewand gegeben hätte, von dem sie wissen konnte, daß es meiner Mutter gefallen würde. Unter dem Vorwande, daß es für mich bei meinen Anlagen gut sei, wenn ich in einen größern Menschenzirkel gebracht würde, erhielt ihr Antrag die Begünstigung meiner Mutter, so schwer es ihr auch wurde, mich von sich entfernen zu lassen. Der Gedanke, daß mein Glück und ihr Ruhm durch die Hand eines Großen erhöht werden könnte, trug allerdings das meiste zu ihrem Entschluß bei, welcher ihr gewiß sehr viel Ueberwindung kostete. Mir kam der Vorschlag erwünscht; denn meine Einbildung zauberte mir so viel ange-

nehmes und reitzendes vor, daß ich meiner Frau Muhme nie die Hand so feurig geküßt hatte, als jetzt.

Sie besaß ein Vermögen durch die Verlassenschafft ihres Gatten, wovon sie bequem leben konnte, den Tittel Hofräthin, ein Haus in der Residenz und ein Landhaus in der Nähe derselben. Den Winter durchlebte sie in jenem und den Sommer in diesem. Es war Frühling, da ich mit ihr abreiste, und wir bezogen das letzte. Wer war nun glücklicher als ich bei meinen Träumereien? Indessen bemerkte ich doch bald, daß ich in einer Schule der Sittsamkeit war; denn die Hofräthin sprach mit mir in ganz andern Beziehungen, als meine Mutter

zu thun pflegte, und Lottchen war mir ein Beispiel von dem, worüber sie mich zu belehren suchte. Wäre meine Eitelkeit nicht schon so gar groß gewesen, so würden ihre Lehren und Lottchens Beispiele vielleicht auf mich gewirkt haben; aber diese trotzte ihnen und erhielt selbst durch sie einen neuen Grund zur Vergrößerung. Ich fand nämlich in ihnen nicht die reine Wahrheit, die sie enthielten, sondern betrachtete sie für Ausbrüche der Eifersucht, des Neides und der Mißgunst in Betreff meiner Schönheit, weil die gute Lottchen durch die Unvorsichtigkeit ihrer Wärterinnen an ihrem Körper verunglückt war. „Sie würde ganz anders reden, sagte mein eitles

Herz, wenn ihre Tochter meiner Schönheit ſich rühmen könnte“; und mein Spiegel, den ich dabei gewöhnlich zum Zeugen nahm, beſtätigte allemal meinen Unſinn zur völligen Gewißheit.

Gleichwohl hatte ich lange keine andere Gelegenheit, meiner Thorheit Weihrauch zu opfern, als daß ich die Blicke der vornehmen Herren, welche vor dem Landhauſe vorüber fuhren oder ritten, wenn es die Aufmerkſamkeit der Hofräthin zuließ, auf mich zu ziehen ſuchte. Unſern Garten ſelbſt und unſer Haus beſuchten nur einige bewährte Freundinnen, welche ſchon über die Jahre hinaus waren, in denen man Schmeicheleien annimmt und ausſpendet; auch

fand ich keinen Gefallen an den Schmeicheleien eines Frauenzimmers.

Nicht weit von uns besaß Herr Wetterlein ein Landhaus und wohnte daselbst mit seiner Gattin. Er hatte seine kaufmännischen Geschäffte seinem ältesten Sohne übertragen und genoß jetzt die Ruhe des Alters. Da er ein Freund des seligen Hofraths gewesen war; so besuchte auch er zuweilen mit seiner Gattin unser Haus und wir das seinige. Nach Verlauf einiger Wochen erhielt die Hofräthin von ihm eine Einladung zu einem ländlichen Gastmahl, welches er wegen der Ankunft seines zweiten Sohnes, der die Universität verlassen hatte, anstellte. Lottchen und ich wurden auch geladen. Mehrere Familien

aus Sternfels nahmen ebenfalls Theil an dieſer Freude und faſt waren der Jünglinge und Mädchen mehr als der Alten. Der Zufall machte mich beim Mahl zur Nachbarin des jungen Weterleins, und ſchon ſchlug mein Herz thörichten Erwartungen entgegen. Da ich in ihm viele männliche Schönheit zu finden glaubte, welche die Artigkeit ſeines Benehmens noch erhöhte; da ich gewahr wurde, daß die Blicke der übrigen Mädchen am meiſten auf ihn fielen, ſo hielt ich die Anweiſung an ſeiner Seite zu ſitzen für eine Anerkennung meiner Vorzüge und für eine Rechtfertigung meiner Schönheit.

In der heutigen Welt iſt es das gewöhnlichſte Mittel, welches junge Leute

vom männlichen Geschlecht ergreifen, das Herz eines Mädchens zu bestricken — daß sie eine Schmeichelei an die andere ketten. Man hält es sogar für den Beweis einer gebildeten Lebensart, wenn der Jüngling jede Unterhaltung, welche er bei einem Mädchen anknüpft, wenn sie auch die ernsthafteste Sache zum Gegenstande hätte, mit Schmeicheleien anzufüllen weiß. Und hierin hatte der junge Wetterlein sich eine große Fertigkeit erworben, welche gerade bei mir weniger vollkommen hätte sein dürfen. Mit jedem Wort, welches er mir ins Ohr raunte, wuchs mein Wohlgefallen an ihm, kräftig unterstützt durch die Geschlechtsneigung. Er wußte durch mannichfaltige Kunstgriffe meine Hand

bisweilen zu drücken, und ehe noch das Mahl zu Ende ging, hatte ich seinen Händedruck schon einigemal leise erwiedert. — Unter dem Vorgeben, daß er seiner schönen Nachbarin eine fortzusetzende Aufmerksamkeit schuldig sei, war er immer an meinem Stuhl, hob mir die absichtlich verlohrne Stricknadel mit zuvorkommender Höflichkeit und sprechenden Blicken auf, machte mich zu seiner Tänzerin auf dem kleinen Ball, der am Abend erfolgte und Ferdinand Wetterlein schwebte in der folgenden Nacht mit den lieblichsten Farben als Traumgesicht vor meiner Seele.

Nun fühlte ich an den folgenden Tagen eine Leere in mir, welche ich nicht anders, als durch Ferdinands

Bild auszufüllen wußte. Alle seine Worte und Bewegungen wiederholte ich und zürnte auf mich, wenn ich die Zeitfolge nicht recht wußte, in welcher er dies und jenes gesagt hatte, oder die Veranlassungen, welche ich oder der Zufall ihm gegeben hatten. Ich warf mich nicht wieder ins Fenster um die Blicke der Vorübergehenden einzuernten; aber desto häufiger besuchte ich den Hintertheil des Hauses, vonwo ich das Haus des Wetterleins erblicken konnte; ich saß, weniger flatterhafft von außen, an meinem Arbeitstische, aber desto mehr schweifte meine Einbildungskrafft umher; ich hatte vorher weniger Gefallen an der Schönheit unsers Gartens, weil ich in ihm nur die Gesellschafft betag-

ter Frauen genoſſen hatte, allein jetzt fand ich ihn reitzend, da er nur durch eine Wieſe von Wetterleins Garten getrennt war. Dem Auge der Hofräthin konnte dieſe Veränderung unmöglich entgehen, ſo wie es ihr eben ſo leicht ſein mußte, die Urſache derſelben zu errathen: aber ſie war zu klug, als daß ſie für mich ein Heilmittel gewählt hätte, welches zu ſichtbar geweſen wäre, und mich nur noch mehr an den Gegenſtand meiner ſchwärmeriſchen Liebe gezogen haben würde. Gleichwohl fand ichs eben ſo nothwendig, meine Pläne vor ihr zu verbergen, als vor der guten Lottchen, deren Geſellſchafft mir immer läſtiger wurde, um ſo mehr, da ſie ſich itzt näher an mich anſchloß, als vorher.

Ich will des verschiedenen Vorwands nicht gedenken, unter welchem ich mehreremal des Tages an die hinterste Seite des Gartens lief, nur einen Umstand laß mich anführen, welcher nach einigen Tagen vorfiel. Die Hofräthin hatte Besuch, welcher sich des Nachmittags größtentheils im Garten aufgehalten hatte, und am Abend — im Begriff sich bald zu verabschieden, sich in die Stube begab. Lottchen hatte die heftigsten Zahnschmerzen und konnte an der Gesellschafft nicht Theil nehmen, sondern mußte die Stube hüten. Diesen Augenblick benutzte ich und — stand in einigen Minuten am Ende des Gartens. Das späte Abendroth senkte sich lieblich auf die Wiese, wohin meine

Augen und Ohren allein gerichtet waren, und goß über Hügel und Gesträuche den Reitz, welcher die Schwärmereien der Liebe erhöht. Nur einige Augenblicke waren entschlüpft, als ich in den Gesträuchen ein Rauschen vernahm, und bald darauf Ferdinands Gestalt erblickte. In meinen Augen war er itzt lieblicher als der Engel, welcher der Maria zu Bethlehem erschien und den mir meine Amme so geschildert hatte, daß ich die Farben der Federn in seinen Flügeln noch genau anzugeben wußte. Meine Brust durchdrang ein Beben, und kaum hatte ich Gewalt genug, mir irgend ein Geschäfft zu machen, welches in Ferdinands Augen meiner Gegenwart einen andern Zweck beilegen sollte.

Ich that, als ſuchte ich etwas in dem Heckenzaun, welcher nicht hoch war und unſern Garten nebſt einem daran hingehenden Graben von der Wieſe trennte. „O wüßte ich, rief itzt Ferdinand, daß ich Verzeihung erhielte, wenn ichs wagte ihnen näher zu treten, wie glücklich würde ich ſein und welche Seligkeit würde ſich über jede Stunde meines künftigen Lebens verbreiten.“ — Nun erkannte ich erſt die Schwierigkeit, welche ich vorher nicht bemerkt hatte; ich ſahe mit Schrecken den Waſſergraben, welcher zwiſchen uns war und nach meiner Vorſtellung eine Zuſammenkunft unmöglich machte. Bei dieſen Gedanken entfuhren mir eilig die Worte: „Ach Gott! ſie werden hinein-

fallen.“ Aber kaum hatte ich ſie geſagt; als Ferdinand eine Stange aus einem Haſelſtrauche hervorzog und durch ihre Vermittelung mit einem Sprunge am dieſſeitigen Ufer war, über den niedrigen Heckenzaun ſich warf und — meine Hand feurig küßte. Die Angſt in welcher ich mich bei ſeiner gefährlichen Unternehmung befand, ließ mich vergeſſen, daß ich länger meiner Gegenwart eine andre Beſtimmung untergeſchoben hätte. Auge und Miene verriethen zu ſehr meine Beſorgniß um ihn: „lieber Ferdinand“ — entfuhr meinem Munde; „lieber?“ rief er und — — mit laut klopfendem Buſen, riß er mich ungeſtüm in ſeine Arme. Ich lag einige Minuten in einer ſüßen Betäubung,

bis der Gedanke, die Hofräthin möchte mich ſuchen und finden, ſie verdrängte. Ich wand mich aus ſeinen Armen und wollte fliehen; aber er hielt mich zu veſt. Nur dann als ich ihm unſre beiderſeitige Gefahr entdeckt zu werden geſtand, entließ er mich, nachdem wir in möglichſter Kürze einen Ort aufgeſucht hatten, wo wir uns ſchrifftlich Nachricht geben wollten.

Du wirſt erkennen, liebe Agnes, daß hier die Liebe bei mir herrſchte und daß die Eitelkeit ihr unterwürfig war. Allein dieſe kehrte bald mit deſto größerer Macht wieder zurück. Da ich erfahren hatte, daß Ferdinand bei der Regierung angeſtellt würde, ſo war ich als ſeine zukünftige Gemahlin ſchon in mei-

nen Augen Hofräthin, dachte mir den Glanz, in welchem ich erſcheinen würde, die Menge der Bedienten, mit einem Wort, es thürmte ſich eine Menge thörichter Gedanken in mir auf, welche durch die Schmeicheleien, die mir Ferdinand theils mündlich, theils ſchrifftlich machte, genährt und unterhalten wurden.

Wer die Hofräthin nicht genau gekannt hat, wird ihr hier wahrſcheinlich Vorwürfe machen, daß ſie den Gang meiner Liebe, die ſich nur zu ſehr verrieth, nicht hinderte, oder ihm wenigſtens keine beſſere Richtung zu geben ſuchte. Allein ſie glaubte, wie ſie mir nachher ſelbſt geſtand, mich wirklich durch die Hand des jungen Wetterleins

glücklich zu machen, da sie mit seinen Eltern bekannt und eine Augenzeugin von ihrer sorgfältigen Erziehung gewesen war, die sie ihm gegeben hatten. Alles, was sie jetzt that, bestand darin, daß sie mir unter dem Schein, als geschähe es ohne Beziehung auf mich, die Gefahren einer ausschweifenden Liebe durch Beispiele vorstellte und den Genuß der meinigen so einzuschränken wußte, daß ich mich selbst als die Ursach davon ansahe. So lange ich nämlich glaubte, daß meine Liebe ihr verborgen sei, so lange hielt ich mich selbst verbunden, sie zu verheimlichen und auf wenige Augenblicke einzuschränken; welches wahrscheinlich nicht geschehen wäre, wenn ich durch ihre Vorwürfe mich

vom Gegentheil hätte überzeugen müſſen. Meine Leidenſchafft hätte die Schranken durchbrochen und mich vielleicht tief ſinken laſſen. Sie hatte jedoch die Vorſicht gebraucht, ſich nach ſeiner Aufführung auf der Univerſität und nach ſeinen daſelbſt angeknüpften Verhältniſſen bei einer ſichern Freundin zu erkundigen.

Zu unſrer ſchrifftlichen Unterhaltung diente uns eine Linde, welche in der einen Ecke am Ufer des Grabens ſtand, und im Schafft eine große und tiefe Spalte hatte. In dieſe verbargen wir unſre beiderſeitigen Briefe, deren Inhalt theils in Dingen beſtand, welche unſre ſchwärmeriſche Liebe uns eingab, theils in den Angaben der Zeit und

Umstände, welche eine Zusammenkunft uns erlaubten. Die Begierde, mit welcher ich jede Gelegenheit ergriff, die schrifftlichen Beweise der Liebe meines Ferdinands zu lesen, und der Zuwachs meiner Eitelkeit, welchen sie durch jeden seiner Briefe erhielt, lassen sich leicht denken. Ich kannte außer mir kein Wesen, welches glücklicher gewesen wäre, als ich.

Eines Tages, da schon einige Monathe verflossen waren, konnte ich nicht eher Gelegenheit finden, mich zu entfernen, und an meine geliebte Linde zu eilen, als bis es schon anfing dunkel zu werden. Ich fand was ich suchte, bemerkte aber zugleich, da ich im Begriff war, mich zu entfernen, einen

weißen Gegenſtand in dem Heckenzaun und langte ihn hervor. Es war ein Brief an Ferdinand Wetterlein, den er hier bei der Eilfertigkeit ſeiner Unternehmung wahrſcheinlich in der vorigen Nacht verlohren hatte. Ich ſteckte ihn zu mir und machte mir ſchon eine Vorſtellung, in welche angenehme Verlegenheit ich ihn über den Verluſt deſſelben bei unſrer nächſten Zuſammenkunft ſetzen wollte. Anfänglich hatte ich den veſten Vorſatz, ihn nicht zu leſen, aber meine Neugierde theils, theils ein flüchtiger Gedanke, den die Liebe erzeugte, änderten meinen Entſchluß dahin, daß ich auf meiner Stube wenigſtens nachſehen wollte, ob der Brief von einer Mannsperſon oder von einem Frauens-

zimmer geschrieben wäre. Ich entfaltete ihn und fand den Nahmen einer Mannsperson, aber zugleich den Nahmen der Universität, wo Wetterlein gewesen und dieser Brief geschrieben war. Einige Zeit befriedigte ich mich damit, aber allmählig knüpfte die Neugierde einen andern Gedanken an: „Wie? — dachte ich, wenn der Brief auf einige seiner ehemals genossenen Vergnügungen sich bezöge? wenn er — —“ und der Brief war schon eröffnet.

Noch jetzt, liebe Agnes, wenn ich an jene Stunde zurückdenke, wallt mein Blut heftiger, noch jetzt wiederholt sich jenes Schrecken, welches mich damals in seiner ganzen Größe erschütterte. Meine Sinne verließen mich, mein

Blut ſtockte, ich vergaß mich ſelbſt. „Ungeheuer! rief ich aus, da meine Sprachfähigkeit zurückkehrte, wohl mir, daß ich dich erkenne, ehe ich vielleicht auch ein Opfer deiner Wolluſt geworden wäre!“ — Dieſer Brief war ein Antwortsſchreiben eines Mitgenoſſen ſeiner ehemaligen Zügelloſigkeiten und Ausſchweifungen, woraus ich deutlich auf die Nachricht ſchlüßen konnte, welche er ihm von mir, von meiner ſchwärmeriſchen Liebe und Eitelkeit, ſo wie überhaupt von den Entwürfen gegeben hatte, welche ſich auf die Fortſetzung ſeines wollüſtigen Lebens bezogen. Selbſt dieſer Menſch, der — als Wetterleins Mitgenoß gewiß jedes Tugendgefühl zu unterdrücken bemüht war, machte

ihm seines Benehmens und seiner Verführungen wegen, Vorwürfe und brachte die Leiden einiger Mädchen, und die Schande einiger Frauen, welche durch ihn unglücklich geworden waren, in Erinnerung, mit den ausdrücklichen Worten, daß er oft nicht wüßte, wie er den Thränen und dem Händeringen der Friederike Brehm entgehen sollte. Mit einem Schwur versicherte er, daß er den Tod derselben, wenn er erfolgte, auf seinem Gewissen haben würde.

Am meisten empörte sich meine gekränkte Eitelkeit. Weinen konnte ich nicht, denn der Schmerz tobte zu heftig in mir. Mit dem Briefe in der Hand, stürzte ich in das Zimmer der Hofräthin, erzählte ihr mit den stärksten Aus-

brüchen meines Zorns und der gekränkten Ehre, die Liſt, mit welcher Wetterlein mich zu täuſchen geſucht hatte und übergab ihr das Schreiben.

„Nur etwas von dem, was du mir itzt ſagſt, erwiederte die Hofräthin, iſt mir neu. Dein geheimes Verſtändniß mit dem jungen Wetterlein, habe ich ſchon längſt beobachtet und nur die Klugheit hinderte mich, dir meine Entdeckung mitzutheilen. Aber auch in Betreff ſeiner Ausſchweifungen bin ich gröſtentheils durch ein Schreiben ſchon unterrichtet worden, welches ich heute von einer Freundin erhielt, an die ich ſeinetwegen geſchrieben hatte. Du kommſt alſo der Stunde zuvor, in welcher ich dir die drohende Gefahr vor-

ſtellen wollte. Danke der Vorſehung für dieſen Aufſchluß, und laß ihn dir zur unabänderlichen Richtſchnur deines künftigen Lebens werden. Uebrigens aber bitte ich dich theils deinen Schmerz zu mäßigen, theils die ganze Sache ſo geheim zu halten, daß ſie nicht an ſeine rechtſchaffnen Eltern gelangt, und ſie dadurch frühzeitiger durch Gram ihrem Grabe näher gebracht werden.“

Dieſer Rath der Hofräthin, die Sache zu verſchweigen, widerſprach anfänglich meinem aufgeregten Zorn; denn ich war willens, unverzüglich ſeinen Eltern alles zu entdecken. Allein ich fand ihn nachgerade der Billigkeit gemäß und befolgte ihn. Mit welchen verächtlichen Blicken ſah ich itzt auf alle

ſchrifftlichen Schmeicheleien, welche ich von Wetterlein erhalten hatte. Ich band ſie zuſammen und ohne ein Wort von mir beizufügen, ſteckte ich ſie nebſt dem gefundenen Briefe in die Linde, welche nun nebſt den übrigen Gegenſtänden um ſie her widrige Eindrücke auf mich machte. Da ich am folgenden Morgen zu ihr kam, fand ich die Briefe nicht mehr — und dadurch ſchon fühlte ich einige Genugthuung, weil ich mich überzeugte, Wetterlein mit Verachtung von mir gewieſen zu haben; noch mehr aber durch den Umſtand, der ſich noch an demſelben Tage Abends zutrug.

Der alte Wetterlein kam mit unruhigen Blicken zur Hofräthin, ſprach

heimlich mit ihr und entfernte ſich bald darauf. Ich fragte ſie um die Urſache ſeines Beſuchs und ſie geſtand mir, daß Wetterlein ſich plötzlich mit Zurücklaſſung eines Schreibens an ſeine Eltern, entfernt habe, worin er das Unglück eines ſeiner Freunde zum Vorwand gebraucht hätte. Er als Vater ſei jedoch dadurch nicht beruhigt worden und habe ſich bei ihr erkundigt, ob ſein Sohn bei ihr geweſen wäre, weil er ſeit einiger Zeit ſehr oft von ihrem Hauſe und beſonders von mir geſprochen hätte.

Nun war ich von dem Eindruck vollkommen überzeugt, den mein Benehmen auf ihn gemacht hatte, und mein Ehrgeiz ſahe ſich geſchmeichelt

durch dieſen Erfolg. Allein allmählig erzeugten die Worte des alten Vetterleins, daß ſein Sohn oft von mir geſprochen hätte, den Gedanken in mir; man ſähe mich vielleicht als ſeine Unterhändlerin an, oder als die Perſon, um derentwillen er irgend eine Unternehmung wagen wollte. Er wurde bei mir ſo lebhafft, daß ich aufs neue den veſten Entſchluß faßte, bei der erſten Gelegenheit zu ſeinen Eltern zu gehn und mich durch Entdeckung ſeiner Schandthaten zu rechtfertigen.

Zur Ausführung dieſes Vorhabens fand ich den Nachmittag eines Tages im Monath Auguſt am geſchickteſten. Die Hofräthin war mit Lottchen und mir zum Beſuch gebeten; allein ich gab

ein hefftiges Kopfweh vor und man glaubte mir, da man itzt keine Pläne geheimer Liebe mehr voraussetzen durfte. Mein innres Feuer wurde durch die Hitze des Tages noch vermehrt. Der Luftkreis war mit aufsteigenden Dünsten angefüllt; die Sonne verhüllte sich in einen Schleier, der sie den Augen zwar nicht entzog, aber nicht in ihrer hellglänzenden und reinen Gestalt darstellte; die Bewohner des Hains waren verstummt und nur die Heuschrecke schwirrte ihr einfaches Lied in dem knitternden Waitzenfelde. Ich betrat den Weg nach Wetterleins Landhause, welcher entlang an der Seite unsers Hauses und Gartens mich dann über die Wiese leitete, die mir vor kurzem so

reitzvoll gewesen war. Die auf ihr hie und da vereinzelten Gesträuche vereinigten sich allmählig auf der rechten Seite zu einem anmuthigen Hain, in welchem ich oft mit Lottchen zur Zeit der Maienblumen mich ergötzt hatte.

Ich dachte bereits an nichts als an die Darstellung meiner Rechtfertigung; und nur zuweilen zog sich mein Blick unwillkührlich auf unsern Garten zur linken Seite und auf die Stätte, wo die bekannte Linde emporragte. Um so mehr erschütterte also meine Nerven ein naher Schuß, der meine Schritte hemmte und meine Augen auf die Gegend seiner Entstehung zog. Sie schweiften nicht lange unbefriedigt umher, denn ich sahe bald in einer gerin-

gen Entfernung im Gebüsch auf einem kleinen Erdhügel das unruhige Sträuben eines Menschen. Mein erster Gedanke war, daß ein Jäger aus der Entfernung unwillkührlich einen Menschen getroffen hätte, der zweite, daß vielleicht das Gewehr in den Händen des Menschen selbst gesprungen sei, und so durchkreuzten sich augenblicklich mehrere Vorstellungen. Ich wollte um Hülfe rufen, aber sogleich fiel mir ein, daß jetzt in der Ernte niemand in der Nähe sei. Ich öffnete gleichwohl den Mund, aber rufen konnte ich nicht, weil ich glaubte, daß mich die Person verlachen würde, wenn ich mich getäuscht hätte. Ich sah mich überall um, sann hin und her, bis ich einige

Schritte näher an das Gebüſch trat, welches zwiſchen mir und jenem Menſchen war. — Durch die Ritze der Blätter ſah ich einen jungen Mann, deſſen Kleidung mir bewieß, daß er einer vom Hofe des Fürſten ſei. Er lag itzt ſtill auf dem Mooße, womit die Natur den Erdhügel bedeckt hatte, ſein Geſicht war mit Blut bedeckt, welches zwar nicht hefftig ſtrömte, aber doch in mir die Gefahr des Todes lebhafft darſtellte. Welch' ein Anblick für mein weibliches Gefühl! Welche Erſchütterung für meine zarten und reitzbaren Nerven! Ich wundere mich noch jetzt, wie ich ſtark genug ſein konnte, meine Beſonnenheit zu behalten, und bloß — ohne in eine Entkräfftung oder

Zaghafftigkeit zu ſinken, durch das Schrecken in ein lautes Geſchrei ausbrach. Den Grund dieſer Veſtigkeit kann ich nirgends anders finden, als in der vorhergegangenen Stimmung meines Geiſtes, welche meine Weiblichkeit erhöhte und ihr die Veſtigkeit lich, einen ſolchen Anblick zu ertragen. Durch mein Geſchrei ſchien er ſich aufs neue zu bewegen. Ich ſprang jetzt um das Gebüſch, und die männliche Geſtalt lag ausgeſtreckt vor mir auf dem Mooßhügel. Faſt hätte mich meine Standhafftigkeit verlaſſen, aber ich ermannte mich aufs neue, rief und bemerkte ein wiederholtes Zucken. Meine Verlegenheit war groß! Die Pflicht, dieſem Hülfloſen beizuſtehn, das Mit-

leid mit ſeinem traurigen Zuſtande, welches durch das dunkle Gefühl — es iſt ein Jüngling welcher vor dir liegt, noch vergrößert wurde, — dieſe forderten mich zur Thätigkeit auf, welcher gleichwohl mein Unvermögen widerſprach und meine natürliche Weichlichkeit. Mein Fuß ſetzte ſich in Bereitſchafft, Gehülfen zu holen; aber meine Hand ſtreckte ſich mir unbewußt, aus und rupfte Mooß, während deſſen mein Auge ſtier nach der blutenden Wunde ſah. Mit eins überwog der Gedanke, die Wunde zu verbinden und das Blut dadurch zu ſtillen, die übrigen; und ſchon war ich mit der Hand an ſeinem Geſicht, als ſeine geſchloſſenen Augen ſich öffneten. Weg war

meine Entſchloſſenheit; ich ſprang wieder zurück, und brach in die gedankenloſen Worte aus: „dort in jenem Hauſe.“ Aber das geöffnete Auge ſchloß ſich aufs neue. Ich trat wieder näher und — war ſtark genug mit dem Mooße, das ich noch in meiner Hand hielt, ſein Geſicht von dem rinnenden Blute zu reinigen. Da ich mich einmal überwunden hatte ihn zu berühren, da ſich nur einige Merkmahle des Bluts auf meinen Händen und noch mehr auf meinem weißen Gewande zeigten; ſo war ich weniger zaghafft. Ich fand es nöthig, die Wunde zu verbinden, nahm anderes Mooß, womit ich ſie bedeckte, und knüpfte aus Mangel an andern Geräthſchaften, mein Strumpfband zu

dieſer Abſicht los. Allein, wie anbringen, — da die Wunde in der Wange war und ich das Band rund um den Kopf hätte ſchlagen müſſen? Ich erkannte die Uebereilung meines Unternehmens, und ſogleich — ohne an mein Strumpfband zu denken, eilte ich in unſer Haus, nahm eine Flaſche mit Seifengeiſt und Wundbalſam, welchen die Hofräthin immer in Bereitſchaft hielt, und ging allein, da ich bei meiner Eilfertigkeit niemanden im Hauſe ſah, zu ihm zurück. Als ich an die Stätte kam, fand ich den Verwundeten ſitzend, und dieß machte mich etwas weniger dreuſt. „Mein Herr, ſagte ich zu ihm, ſie ſind ſtark verwundet, ich bringe ihnen Seifengeiſt und Wund-

balsam, bedienen sie sich dessen, bis ich vielleicht im Stande bin, andere Anstalten für sie zu treffen.“ Bei diesen Worten richtete er seinen Blick auf mich: aber so schön sein blaues Auge war, so leuchtete doch zu viel Verworrenheit und — ich möchte sagen, Verzweifelung aus ihm hervor, welche die Schönheit in ein zu großes Mißverhältniß stellten. Kreischend erhob er seine Stimme; aber die Worte hatten, der erhaltenen Wunde wegen, weder Ordnung noch Vernehmlichkeit. Nur so viel konnte ich muthmaaßen, daß er mich frug, wer ich sei. Ich nannte ihm meinen Nahmen und den Nahmen der Hofräthin; und sein Blick sank an mir nieder, er wand die gefaltenen

Hände und ein tiefer Seufzer entquoll seiner Bruſt. Ich erinnerte ihn hierauf, meine Hülfe anzunehmen, erbot mich ſeine Wunde zu begießen und ſein Auge erhob ſich thränend zu mir. Es gelang mir ſo fort das Blut etwas zu ſtillen, und ich verband mit ſeinem Taſchtuche, welches ich mir geben ließ, ſeinen Kopf. Als ich nachgerade ihn bat, wo möglich aufzuſtehn und unter meiner Begleitung zu einem Wundarzt zu gehen, welcher in einiger Entfernung von unſerm Landhauſe wohnte: ſo fiel ihm bei der Wendung, die er nahm, mein vergeſſenes Strumpfband ins Auge. Ich wußte mir die Bewegung ſeiner Hand nicht eher zu erklären, als bis er es aus dem Mooße hervorzog.

„Vergeben ſie, rief ich mit einem Schamgefühl, das meine Wangen rö-thete, in der Angſt“ — — und langte bittend nach meinem Bande. Aber in-dem er es mir reichen wollte, erkannte er die darauf gekommenen Blutflecke. Veſter ſchloß er's nun in ſeine Hand, verbarg es in ſeiner Bruſt, und ergriff mit der andern die meinige, an welche er ſein blutiges Haupt lehnte und ſie mit einigen Seufzern begleitet drückte. Ich erinnerte ihn aufs neue an ſeine Gefahr und an den Wundarzt: er ſtand auf und ſo begleitete ich ihn auf einem wenig betretenen Fußſteige durch die Wieſe bis zur Wohnung deſſelben.

Die Bewegung ſchien ſeine Kräffte zu vermehren und ſeiner Beſonnenheit

eine größere Vollkommenheit zu geben. Er ergriff einigemal ſchweigend meine Hand, und wieß auf das Band, das er im Buſen trug, ohne meine wiederholte Bitte zu gewähren. Da ich ſah, daß er ſie mir mit zu großer Bewegung und mit thränenden Augen ausſchlug; ſo hielt ichs ſeines Unfalls wegen für beſſer, ihn nicht wieder daran zu erinnern; ſondern legte ihm die Frage vor, wie er zu dieſem Unglück gekommen wäre? Statt der mündlichen Antwort, da er auch außer dem Verbande, nicht im Stande geweſen wäre, vernehmlich und ohne Nachtheil für ſich ſelbſt zu reden, zog er ſeine Schreibtafel hervor, und ſchrieb folgendes auf ein Blatt, welches er mir reichte:

„Ich kann Ihnen, unvergeßliche Retterin meines Lebens, jetzt nichts weiter gestehen, als daß ich gestürzt bin. Dringen Sie nicht weiter auf die Zurückgabe Ihres Bandes, welches mir das heiligste Denkmahl Ihrer That so lange bleiben wird, bis meine Augen auf immer sich schließen.

Moritz von Bücklowitz.“

Als wir — — doch liebe Agnes, du vergiebst mir, wenn ich hier abbreche. Ich fühle mich jetzt zu schwach, meine Geschichte vollends zu endigen, weil das laute Sprechen mich bald entkräftet, und überdies die lebhafte Zurückerinnerung an die Begebenheiten meines Lebens mich noch weniger fähig

macht, heute meinen Entschluß auszuführen. Auch verbirgt sich die Sonne hinter Wolken und erlaubt mir nicht, meinen Aufenthalt hier zu verlängern. Ich weiß, du erfüllst meine Bitte und kommst bald — kommst vielleicht morgen wieder zu mir.“

Agnes versprach es ihr. Sie schieden; aber bis jetzt konnte Benjamineus Freundin in ihrer Geschichte noch nicht die Ursache finden, warum die Liebe und Zärtlichkeit ihres Gatten und Kindes, ein Beitrag wären, ihren Gram unauslöschlich zu machen. Sobald daher am folgenden Tage ihre häuslichen Geschäffte es zuließen, eilte sie wieder zu ihr, theils ihres Versprechens wegen, theils aus Neugierde.

Sie begaben sich beide an den nämlichen Ort, welchen sie gestern verlassen hatten, und Benjamine band ohne lange Einleitung den Faden der Geschichte da wieder an, wo sie gestern aufgehört hatte.

„Als wir endlich an das Haus des Wundarztes gekommen waren, erkundigte ich mich sogleich nach seiner Gegenwart. Ich fand ihn im Garten, erzählte ihm die Begebenheit der Sache, doch ohne des Schusses zu gedenken, weil ich besonders auf die Nachricht, welche mir Bücklowitz in wenig Worten gegeben hatte, nicht glaubte, daß er wesentlich zur Geschichte gehöre. Ich gestand ihm zugleich, wodurch ich ihm zu Hülfe gekommen wäre, bat ihn, die

möglichſte Sorgfalt auf die Wiederherſtellung des Verwundeten zu wenden und ging in meine Wohnung zurück.

Durch dieſe Begebenheit hatten meine Gedanken eine ganz andre Wendung erhalten. Der Vorſatz zum alten Wetterlein zu gehen, war aufgehoben, mein Zorn geſtillt, und ſo lebhafft mir vor einigen Stunden noch alles das geweſen war, was ſich in dieſen Tagen ereignet hatte, ſo wurde doch alles durch dieſen Vorfall — wenigſtens vor jetzt mehr in den Hintergrund geſtellt. Ich würde mir zu viel thun, wenn ich ſagen wollte, daß mein Herz einen neuen Gegenſtand in dem Verunglückten gefunden hätte, welcher vielleicht Wetterleins Verluſt mir hätte erſetzen

können: denn theils waren die erlittenen Täuschungen der Liebe noch nicht genug veraltert, theils war die Art der Erscheinung nichts weniger als reitzend und anlockend für meine Sinnlichkeit. Meine Einbildungskrafft beschäfftigte sich zu sehr mit dem Schuß, der mich so sehr erschreckt hatte, mit dem rinnenden Blute auf dem Gesichte des Jünglings, mit der Wunde, welche ich gereinigt hatte; und dieß waren Bilder, welche andern Gemählden wenig Raum ließen. Nur zuweilen sah ich wieder sein blaues Auge, wie es thränend zu mir hinan blickte, sein blondes Haar, das sich über die blutbespritzte Stirne beugte, und dann erneute sich auch in mir der Druck seiner Hand, und die

Seufzer, welche ſeiner Bruſt entſtrömten. Ich zog, wenn meine Einbildungskrafft mich dahin gebracht hatte, nachgerade das Blatt hervor, welches er mir gab, und fand darin die Worte — unvergeßliche Retterin meines Lebens, und — das heiligſte Denkmahl Ihrer That, am ſchönſten. Nach einigem Wiederleſen konnte ich ſeinen Nahmen nicht anders betrachten, als daß ich mitleidig ausrief: — „armer Moritz!“ und das Blatt einſteckte, um es bald wieder hervorzuziehn.

Die Hofräthin aber ſchüttelte bedenklich den Kopf als ich ihr bei ihrer Zurückkunft den Verlauf der Sache mit-

theilte, und wollte durchaus behaupten, es läge in dem Schuß und in der Kopfwunde ein bedenklicher und Argwohn erregender Zusammenhang. Der Beweis, den ich in den mitgetheilten Worten fand, daß er gestürzt wäre, war ihr zu seicht und vieldeutig: allein andere Zeugnisse für die Wahrheit der Sache waren nicht vorhanden. Erst der Morgen des folgenden Tages gab unsern Zweifeln ein Licht. Ich selbst schlug vor, daß wir den Ort besehen wollten, wo die That geschehen war; weil meine Eitelkeit in meinem ganzen Benehmen etwas Heldenmüthiges fand und ich daher es gern sah, wenn andre bei dieser Geschichte mehr muthmaaßten, als was wirklich drinn lag.

Ich wiederholte der Hofräthin und ihrer Tochter getreu alle Schritte und Wendungen, welche ich genommen hatte, bis wir auf die Stätte ſelbſt kamen. Während meiner mahleriſchen Schilderung traf ſich's, daß die Hofräthin auf einen harten Gegenſtand trat, der im tiefen Mooße lag; ſie griff darnach und zog — eine Piſtole hervor. „Ich habe Licht“ rief ſie, warf die Piſtole eilig wieder ins Mooß und verließ ſtillſchweigend den Ort. Ich ſchlich ihr mit hängendem Kopfe und mit halb geöffnetem Munde nach.

Es wurde lange Zeit nichts mehr von der Sache geſprochen. Wir alle hatten uns das Geſetz der Verſchwiegenheit aufgelegt, und ſelbſt meine Ge-

dankenschienen einen gewissen Schleier erhalten zu haben, der ihnen nicht erlaubte vor meine Seele zu treten. Nachgerade ging ich einmal von ohngefehr in unserm Garten auf der Seite hin, an welcher von aussen der Fußsteig war und eine Stimme rief mir durchs Geländer zu:

„So tief in Gedanken?“

Ich sahe auf und erblickte den Wundarzt vor mir.

„Denken sie vielleicht an den Herrn „von Bücklowitz? dann sollte ich sie „wohl nicht stören. Inzwischen wäre „es eben so unrecht nicht; sie thäten „nichts mehr, als was er Tag und „Nacht thut.“

Seine Worte drangen blitzschnell in meine Seele, welches ohnstreitig die schnelle Röthe in meinem Gesicht bezeugen mußte. Ich sammelte mich aber sogleich und legte ihm die kalte alltägliche Frage vor: „Befinden sie sich wohl?“

„Meinen sie den Herrn von Bück„lowitz, oder mich?“

Wieder eine Frage, die meinen Blick unwiderstehlich auf die Erde zog.

„Wenn sie mich meinen, so muß „ich gestehn, daß ich als Arzt mich „wohlbefinde. Aber mein Kranker ist „nur erst auf dem Wege der Besse„rung; auf welchem er wahrscheinlich „größere Fortschritte machen würde, „wenn sie ihm eine mitleidigere Unter-

„ſtützung gewährten. Vergeben ſie, daß „ich ſo gerade hin ohne Umſchweiff rede, „es iſt meinem Karakter gemäß.“

„Sie ſcheinen meiner Mädchenſchwäche zu ſp[illegible], oder ich verſtehe ſie nicht.“

„Und von ihnen verſtanden zu wer„den, iſt meine Abſicht. Ich muß alſo „noch deutlicher ſein, wenn ich ſie er„reichen, und in ihnen das Heilmittel „finden will, welches entweder ſeine „Krankheit heben, oder eine andere ent„ſtehende verhindern kann. Sagen ſie „mir, wie es kommt, daß ſie, da ſie „mit ſo viel edler Ueberwindung ihrer „ſelbſt zuerſt die Hand zu ſeiner Ret„tung anlegten, jetzt eine Kaltblütigkeit „äußern, daß ſie auch nicht ein einzi-

„gesmal sich nach dem Zustande des „Geretteten befragen?“

„Ich glaube mit Recht, Herr Doktor, daß meine jetzige Hülfleistung der Heilart hinderlich wäre, welche sie nach hinlänglicher Erwägung und Einsicht brauchbar für ihn gefunden haben. Was ich für ihn that, war eine Pflicht, welche die Menschenliebe forderte, ohne auf die Zweckmäßigkeit mit hinlänglicher Ueberlegung zu sehn. Er ist itzt in zu guten Händen, als — — “

„Sie lenken wieder zu weit ab. „Sie sollen ihm jetzt nicht mehr Arzt „sein; sondern nur ein Mittel, dessen „sich der Arzt zu seiner Genesung bedienen kann. Da ich nun dieser Arzt „selbst bin, so — — “

(Ich fiel ihm ins Wort.) „Haben sie die Wunde gefährlich gefunden?“

„Was die körperliche Wunde betrifft, „so glaube ich, daß sie in einiger Zeit „geheilt sein würde, wenn sich nicht „mittlerweile eine andere Wunde öffne„te, wobei ich mich der gewöhnlichen „Mittel nicht zu bedienen weiß. Und „eben diese Wunde reißen sie ihm da„durch, daß sie ihrem bewiesenen Mit„leid Frostigkeit entgegen stellen.“

„Wenn sie mich in diesem Verdacht haben, so bitte ich sie, ihn seiner Wichtigkeit wegen zu entfernen, und den Herrn von Bücklowitz zu versichern, daß ich nichts weniger als gleichgültig bei seinen Schmerzen bin.“

„Ich danke ihnen dafür; aber es „reicht noch nicht hin. Mein Kranker „hat Muthmaaßung, daß sie verschie„dene Gedanken über ihn, über die Art „seiner Verwundung — — Ich sehe, sie „wenden sich unter einem gleichgültigen „Anschein weg? — Errathen sie was „ich meine?“

„Warum wollen sie ein Geständniß von mir und meinen Gedanken, das ihm unwichtig sein muß. Dringen sie gleichwohl auf eine Erklärung; so will ich ihnen gestehn, daß diese Gedanken durchgängig verschwiegen bleiben sollen.“

„Sie wissen also die Art seiner „Verwundung?“

„Wenn die ungesuchten Anzeigen nicht trügen? Doch wozu eine weitere Erörterung. Genug, ich versichere sie von meiner völligen Verschwiegenheit.“

„O gute Benjamine! Sie erlauben „mir diesen Nahmen so ohne Zusatz zu „brauchen, wie ich ihn bereits itzt oft „gehört habe. Wundern sie sich nicht „über die Genauigkeit, mit welcher ich „mich nach diesem Umstand erkundige. „Ich thue es aus Mitleid, aus Liebe „für meinen leidenden Freund, und aus „der vollkommnen Ueberzeugung, daß er „von seiner Verirrung völlig zurückge„kommen ist. Ich möchte weinen, so „wenig ich auch dazu geneigt bin, wenn „ich seine Seufzer anhöre, und seine „tiefe Reue nicht sowohl über seine

„letzte ſchreckliche That, als vielmehr
„über das, was er vorher gethan hat,
„und wozu ihn andre Nichtswürdige
„verleitet haben. Wie tief iſt ſein Ehr-
„gefühl beleidigt, da er bereits itzt,
„über das Ganze der Begebenheiten,
„in welche er ſich verwickeln ließ, einen
„nüchternen Blick wirft! Welche ſchmerz-
„lichen Gefühle preſſen ſeine Bruſt, ſich
„in den Augen derer verachtet und nei-
„denswerth zu finden, welche er hoch-
„ſchätzt! Laſſen ſie mich nicht vergeb-
„liche Worte verſchwenden, um es ih-
„nen darzuthun, daß ſie unter dieſen
„Perſonen die erſte ſind. Ich hielt es
„anfänglich nur für ein jugendliches
„Feuer einer aufgeregten Leidenſchafft;
„aber — das iſt es nicht. Benjamine

„war das Wort, an welchem er seine „Sprachfähigkeit übte, und ohngeachtet „er noch jetzt eines Hülfsmittels be„darf, seine verletzte Kinnlade zur Spra„che zu gebrauchen, so spricht er doch „von ihnen mit einer Leichtigkeit und „einem Eifer, welcher mich oft um ihn „besorgt macht. Ich muß diesen jun„gen Mann hochschätzen, der sich ge„wiß durch diesen letzten unbesonnenen „Jugendschritt zur Tugend zurückbrin„gen läßt, und dadurch dem Fürsten „einen Liebling, dem Staat einen „brauchbaren Mann, und ich kann mit „Recht sagen, dem Mädchen, das ihm „die Hand zum ehelichen Leben reicht, „einen treuen und redlichen Gatten „giebt. Glauben sie nicht, daß ich

„mich durch einige seiner Aeußerungen „für ihn einnehmen ließ, lange habe „ich angestanden, ehe ich ihnen glaub„te, und eben so wenig gab ich seinen „Bitten sogleich Gehör, mich für ihn „bei ihnen zu verwenden. Jetzt thue „ichs mit desto größerer Freimüthigkeit. „Lassen sie also der Ehre seines guten „Nahmens und seinem Herzen die Ge„rechtigkeit wiederfahren, die es ver„dient, und glauben sie nicht, daß sie „an einen Unwürdigen ihr edles Mit„leid verschwendet haben.“

„Das Zeugniß eines Mannes von ihrer Erfahrung muß allerdings Gewicht haben. Uebrigens aber kenne ich das Verhältniß und das Leben des Herrn von Bücklowitz nicht, um zu urtheilen,

ob es einer Aenderung bedarf, und in wiefern seine letzte That Einfluß darauf haben wird. Mich darnach zu erkundigen, kommt mir nicht zu und würde eine sehr voreilige Neugierde verrathen."

„Sie haben recht, wenn sie sich als „eine Person betrachten, welche vorher „außer seiner Bekanntschafft stand; und „auch jetzt kann er in ihren Augen „durch seine That keinen Anspruch auf „ihre größere Aufmerksamkeit erwarten, „weil sie zu viel Abschreckendes hat. „Allein auf seiner Seite verhält es sich „bereits ganz anders. Sie sind die „erste Person von der Welt gewesen, „in welche er aufs neue getreten ist; „sie müssen ihm also auch die erste sein,

„welche er von der Aufrichtigkeit ſeiner „Geſinnungen und ſeiner Entſchlüſſe zu „überzeugen ſucht. Und in dieſer Hin„ſicht mache ich mir kein Bedenken, „ihnen ein Schreiben von ihm zu über„reichen, deſſen Inhalt ich kenne, und „das er zu der Abſicht ſchrieb, welche „ich ihnen jetzt mitgetheilt habe. „Wahrſcheinlich wird die Frau Hofrä„thin auch von dem Vorfall unterrich„tet ſein, und folglich würden ſie wohl„thun, es ihr nachgerade mitzuthei„len.“

Er ging und überließ mich nun mei„nen Gedanken, welche er in mir auf„geweckt hatte. Lange hielt ich den Brief unerbrochen in meinen Händen, beſah Siegel und Aufſchrifft, wollte ihn

zur Hofräthin tragen, blieb zurück und erbrach ihn. Ich habe ihn bis jetzt aufbehalten und ihn mitgenommen, damit ich dir ihn wörtlich vorlesen kann.

Unvergeßliche Retterin meines Lebens!

Niedergebeugt von der Last der Vorwürfe, welche ich mir selbst machen muß, und erfüllt mit dem Gedanken, daß ich im schwärzesten Bilde bei denen erscheine, welche ich durch meine Schritte an ihrem sittlichen Gefühl gekränkt habe, wage ich den Versuch, ob mirs gelingen möchte, Ihnen besonders mehr Aufschluß über mich zu geben. Ich habe dabei keine andre Absicht, als

um dadurch zu zeigen, daß Ihre edelmüthige That gröſſer iſt, als Sie vielleicht ſelbſt glauben. Sie ſind in zwiefacher Hinſicht die Retterin meines Lebens. Ich danke Ihnen mein körperliches Daſein und zugleich das Wiederaufleben meines erſtorbenen Tugendſinns. Folgern Sie hieraus, in welcher Würde und mit welchem Gewicht Sie, edelſte Ihres Geſchlechts, vor meiner Seele ſtehen.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach, werden Sie an der Stätte, wo ich mein Leben durch Sie wiederfand, ein Werkzeug entdeckt haben, das mich mit dem Nahmen eines Mörders belegt. Allein wenn dieſer Nahme Sie mit Abſcheu gegen mich erfüllt, ſo bedenken Sie zu-

gleich, daß in mir derjenige ist, der aus den Händen des Mörders entkam. Als Mörder betrat ich die Stätte, aber als ein Geretteter verließ ich sie wieder. Der Abscheu den ich verdiene, macht also zugleich Ansprüche auf die Bemitleidung eines mörderisch Ueberfallnen.

Jedoch ich erkenne nur zu lebhafft den Widerspruch, welcher hierin liegt, und überzeuge mich, daß die tiefste Verachtung meiner Person mein Loos in Ihrem Herzen ist. Will ich daher — und welcher Wunsch könnte wohl gröser und gerechter sein — daß ferner einiges Mitleid und vielleicht einige Entschuldigung meines Verbrechens bei Ihnen Statt finden möchte, so muß ich Sie auf die Veranlassungen zurückführen,

welche den ſchwarzen Entſchluß in mir erzeugten. Ich glaube dadurch auch den kleinen Betrug wieder gut zu machen, den ich mir in dem Zeddel erlaubte, worin ich Ihnen ſagte, daß ich geſtürzt wäre. Ich bediente mich ſeiner, theils um vor der Hand meine That zu verheimlichen, theils um Sie nicht mit neuem Schrecken zu befallen, da Sie an der Seite deſſen gingen, den Sie auf einmal als Mörder erkannt hätten, und deſſen Blut noch Ihr Gewand und Ihre Hände bezeichnete.

Ich will über mein früheres Jünglingsalter kein genaues Urtheil fällen, weil es den Anſchein der Selbſtgefälligkeit haben könnte. Genug man wa

wohl mit mir zufrieden. Meine Lehrer und Vorgesetzten priesen mich als ein Beispiel des Fleißes, der Ordnung und Sittsamkeit; der Fürst, zu dessen Diensten ich frühzeitig als Edelknabe angestellt worden war, hatte sein Wohlgefallen an mir; und meine Eltern nannten mich in allen Briefen, die ich von ihnen erhielt, den Ruhm ihres Stammes. Dies erregte unter den übrigen meines Gleichen einen Grad von Gehäßigkeit, welche bei einigen dahin ausbrach, daß sie mich zu dem und jenem zu verleiten und mir einen Fallstrick zu legen suchten. Aber ich entging ihnen standhafft, war treu und gewissenhafft in meinem Dienst und der Fürst erhob mich mit sichtbarem Ver-

zug vor den übrigen zu ſeinem Lieb-
ling.

Unter andern hatte man mich ver-
geblich zum Spiel zu verleiten geſucht.
Allein im vorigen Winter glaubte ich
den vielen Neckereien nicht beſſer zu
entgehen, als wenn ich meinen Verfüh-
rern zeigte, daß ich auch dann noch
Stärke hätte mich ihnen zu entziehen,
wenn ſie ſchon mich in den Händen zu
haben glaubten. Bei dieſer Meinung
folgte ich einer ihrer Einladungen, und
man bewieß ſich dabei ſo froh über
meine Gegenwart, kam mir mit ſo viel
warmer brüderlicher Liebe entgegen,
und nahm allgemein einen ſolchen herz-
lichen Antheil an dem Gewinn, wel-
chen ich erhalten hatte; daß ich etwas

an meiner Vorsichtigkeit zu wanken anfing und mich glaubend machte, ich hätte ihnen wohl zu viel gethan. Die Einladung wurde in einiger Zeit wiederholt, und ohngeachtet ich einige Schwierigkeiten machte, folgte ich ihr aufs neue, folgte ihr zum dritten, vierten mal; bis ich nachgerade ein Wohlgefallen am Spiel fand und auch ohne ihre Einladung aus eignen Antrieben in ihre Zusammenkünfte kam.

Soll ichs dem Zufall oder ihren noch nicht hinlänglich geübten Kunstgriffen beimessen, daß ich weder glücklich noch unglücklich im Spiel war? Ich bin darin ungewiß; desto gewisser aber weiß ich aus Erfahrung, daß Ferdinand Wetterlein sie alle an Schlau-

heit und Liſt übertraf. Nicht lange nach ſeiner Ankunft von der Univerſität war er in unſerm Zirkel und machte mich, wahrſcheinlich durch meine verſtellten Freunde geſtimmt, zum vorzüglichſten Gegenſtande ſeiner Bosheit und Habſucht. In kurzer Zeit ſah ich mich in beträchtlichen Schulden, welche ich aber immer wieder durch das Spiel zu tilgen hoffte. Sie vermehrten ſich jedoch mit jedem Verſuch, den ich in Hoffnung der Begünſtigung des Glücks unternahm; bis ich ohnlängſt gegen Verſchreibung eines Theils meiner zukünftigen Güter, eine Summe aufborgte, mit welcher ich mein Glück zu erzwingen mir vornahm. Auch ſie fiel in Wetterleins Hände und nun öffneten

ſich meine Augen. Ich ſah mit Schrecken die Tiefe in welcher ich lag. Ich hörte das Hohngelächter meiner Feinde, bebte vor der Ungnade des Fürſten, deſſen Liebling ich geweſen war, ſah mich verſtoßen von denen, die mich ſonſt geehrt und geachtet hatten, und ein Brief von meinen Eltern, den ich in dieſem Sturm erhielt, riß mich vollends ganz nieder. Hätten ſie mir geflucht, ich würde weniger gezittert haben, als ich bei den Ausdrücken zitterte, deren ſie ſich wie bisher, auch jetzt bedient hatten. Ich war meiner nicht bewußt, und in dieſer Betäubung eilte ich hierher — ungewiß ob ich Wetterlein mit Vorwürfen überhäufen, oder die Summe zurückfordern wollte. Ich fand

ihn nicht und nun drückte mich die Last meines Unglücks ganz zu Boden. Im Tode glaubte ich Rettung zu finden.

Mit einem Mordgewehr begab ich mich in die Nähe von Wetterleins Wohnung an jene Schauerstätte. Allein in dem Augenblick, wo die Kugel meinen Schädel zerschmettern sollte, erblickte mein Auge Ihre Gestalt durch die Ritze der Gesträuche. Ich suchte mein Vorhaben zu beschleunigen; aber durch die Wendung meines Kopfs und durch den Ruck meiner Hand nahm die Kugel ihren Gang nur durch die Backe mit einiger Verletzung der Kinnlade. Meine darauf erfolgte Betäubung und der Zustand, in welchen ich gerieth, sind Ihnen bekannter als sie mir sein können.

Nur die Art, wie ich wieder zu mir selbst kam, kann Ihnen weniger bekannt sein. Ihr Nahme wars, der meine Besonnenheit mir wieder gab. Er drang in mein Ohr, — er drang in meine Seele: denn oft schon hatte ich ihn von jenem Nichtswürdigen gehört, wenn er in unsre Zusammenkünfte trat, und mit der Geschichte der Schwachheiten des weiblichen Geschlechts uns unterhielt und damit prahlte. Benjamine sagte Ihr Mund, und Benjamine tönt es in meinem Herzen und ist das Echo von allen Gegenständen, welche itzt mein Auge erblickt!

Ich könnte mich itzt glücklich nennen, da ich in den Händen eines eben so erfahrnen als edlen Mannes bin,

welcher mich bald wieder hergeſtellt haben wird; glücklich, da meine That keinem als dieſem verſchwiegenen Manne, Ihnen und ohngefähr denen bekannt iſt, welchen Sie ſie mitgetheilt haben; glücklich endlich, da der Fürſt mich aufs neue ſeiner Gnade verſichert, meine Verirrungen mir vergeben und die ſämtlichen Schulden bezahlt hat, vermöge des Mitleids bei meinem jetzigen Zuſtande, von dem er mit andern glaubt, daß er die Folge eines Sturzes vom Pferde ſei: aber — wie kann ich mich von meinem Glück überzeugen, ſo lange ich glauben muß, daß Sie mich verabſcheuen, Ihr thätiges Mitleid bereuen und ſich Vorwürfe einer Handlung wegen machen, für welche

ich keinen Nahmen weiß, und die allen Pflichten meines künftigen Lebens eine Schwungkraft mittheilen wird, welche nie durch irgend etwas ihrer Einwirkung nach, übertroffen werden kann? O Benjamine, edles Mädchen — edel theils durch Ihre That, theils dadurch, daß Sie der Gegenstand des Spottes eines verachtungswürdigen Menschen waren; konnten Sie sich von der Folter dieses Gedankens überzeugen, Ihr Mitleid würde zurückkehren, und in mir würde die Hoffnung wieder aufleben, daß ich eines reinen Genusses künftigen Glücks nicht ganz unfähig sei.

Moritz von Bücklowitz.

Du kannst leicht denken, gute Agnes, daß ich nach Endigung dieses Schrei-

bens mich vollkommen gerechtfertigt fand, und daß die Zweifel, welche ich ſelbſt vorher in die Güte und richtige Anwendung meines Mitleids gegen einen Verbrecher geſetzt hätte, ſich völlig verlohren. Ich hielt ihn nun nicht mehr für einen fliehenswerthen Menſchen; ſondern fand mich näher an ihn gezogen, weil meine erlittenen Kränkungen und ſein Unglück einen Urheber hatten, — den jungen Wetterlein. Vielmehr freute ich mich meiner gelungenen That, wenn ich mich als eine mitwirkende Urſache betrachtete, daß das Unglück des Herrn von Bücklowitz ſeine Endſchafft nicht erreicht hatte. Freudig eilte ich daher mit dem offnen Briefe zur Hofräthin und übergab ihn

ihren Händen mit Blicken, in welchen ſie die Zufriedenheit meines Herzens leſen konnte, mich gerechtfertigt zu ſehen. Mit wenig Worten erklärte ich ihr die Art und Weiſe, wie er in meine Hände gekommen ſei.

„Schrecklich, ſchrecklich, rief ſie aus, indem ſie mir den Brief zurückgab, wer ſollte glauben, daß die Laſterhaftigkeit der Menſchen in wenig Jahren einen ſo hohen Grad erreichen könnte! Noch ſeh' ich ihn vor mir — den jungen Wetterlein, wie er mit ſchuldloſem unbefangenem Herzen auf die Univerſität ging, und jetzt erblick ich in ihm einen Miſſethäter der erſten Größe. Um ſeinetwillen leiden verführte Mädchen als Opfer ſeiner Wol-

luſt und — durch ihn zur Verzweifelung gebracht, wäre das Blut eines Jünglings rächend gen Himmel geſprützt, wenn nicht der Vorſehung weiſe Lenkung es verhindert hätte. Wie tief kann der Menſch unter ſeine Würde ſinken und ſich auch der Stelle des letzten Gliedes in der Reihe der Weſen unwerth machen. O wache, wache ſorgfältig über dein Herz Benjamine und erwäge genau die Eindrücke, welche es erhält! Sei auch beſonders jetzt auf deiner Hut, da ein Jüngling dir verbindlich worden iſt, der — doch ich will ſchweigen und deinem eignen Nachdenken es überlaſſen, wie vorſichtig du in deinen Jahren auf die Gränzen der Gefühle und auf ihre aufſtrebende

Krafft zu ſehen haſt. Vor jetzt laß es unſre Pflicht ſein, unſer bisheriges Stillſchweigen über die geſchehene That auf immer zu beobachten.“

Dieſe Worte gefielen mir, und auch die Ermahnung fand Eingang in meinem Herzen, das bis jetzt noch keine ſtärkern Empfindungen als die des Mitleids genährt hatte. Ich erwiederte daher nichts weiter darauf als die Frage, was ich wohl in Anſehung des Schreibens zu thun hätte, und wie ich den Herrn von Bücklowitz theils von der Fortſetzung meines Mitleids, theils von der guten Meinung überzeugen wollte, welche ich von ſeinen guten Entſchlüſſen nährte. Die Hofräthin erbot ſich ſelbſt zu dieſer Vermittelung

und verſprach mir ſogleich an ihn zu ſchreiben.

Nach Verlauf einiger Wochen ließ er ſich melden und kaum hatte der Bote ſich entfernt, ſo ſtand er ſelbſt in unſerm Zimmer. Wäre es nicht zu weitläuftig, ſo würde ich dir den ſämtlichen Wortwechſel anführen können, der ſich nachgerade entſpann; allein ſeine Worte waren theils eine weitläuftigere Erklärung deſſen, was er geſchrieben hatte, theils eine Zuſicherung ſeiner völligen Herſtellung. Aber die Art liebe Agnes, wie er ſie vortrug, konnte das Herz des Mädchens unmöglich gleichgültig laſſen, welches durch Mitleid und Theilnahme ſchon eine gewiſſe Richtung auf ihn erhalten hatte.

In seinem blauen Auge glänzte die Thräne der Freude, sein Blick hing dankbar an mir und über sein ganzes Betragen breitete sich eine Offenheit, die jedem Beobachter es erlaubte, in das Innerste seiner Seele zu sehen und die ächte Quelle seiner Aeußerungen zu finden. Sein edler Anstand, sein Wuchs und das Ebenmaaß seines Gesichts, welches durch die Narbe nichts verlor, gewannen dadurch einen noch höhern Grad von Anzüglichkeit. Er verband mit seinen Worten die bescheidene aber unwiderstehliche Bitte, daß es ihm erlaubt sein dürfte, zuweilen seinen Besuch in unserm Hause zu wiederholen. Die Hofräthin gewährte sie ihm, und er empfahl sich mir mit

einem Blick, aus welchem Hochachtung, Dankbarkeit und — Liebe ſprach.

Ich darf wohl nicht erſt der Zuſtimmung bewährter Menſchenkenner gedenken, daß ſich Mitleid ſo gern mit Liebe paart; deine eigne Erfahrung wird mir zum Zeugniß dienen. Und dieß war zum Theil auch der Fall bei mir. Seine Schönheit wirkte jetzt auf mich, da ſie ſich bei unſerer erſten Bekanntſchafft nicht hatte zeigen können, ſo wie die unbetünchten edlen Empfindungen ſeines Herzens. Ich konnte mich des angenehmen Gedankens nicht enthalten, daß er ein angehender Liebhaber ſei; und da dieſer nur einmal Platz in mir gefunden hatte, ſo that dann meine

Eitelkeit zu seiner Vergrößerung das Uebrige. Das Bild einer gnädigen Frau von Bücklowitz schwebte mir vor, die Begriffe von Hoheit und Unterthänigkeit durchkreuzten sich, die Tittel der Adlichen am Hofe wurden geprüft und Wappen nebst hundert andern Dingen wurden das Spiel meiner Einbildungskrafft. Was aber diesem allen noch mehr Lebhafftigkeit lieh, war der Gedanke, mich durch die ehrenvolle Liebschafft und durch die eheliche Verbindung mit dem Herrn von Bücklowitz — denn so weit ging ich schon in meinen Vorstellungen — an dem erlittenen Spott des Wetterleins zu rächen, ohngeachtet weder seine Eltern noch andere seinen jetzigen Aufenthalt wußten.

Inzwiſchen traf die Hofräthin ſolche Maaßregeln, daß meine Eitelkeit keine anderweitige Nahrung fand. Sie ſuchte mit lebhafften Farben die vielen Beiſpiele mir anſchaulich zu machen, welche ſich auf übereilte Liebe zwiſchen Adlichen und Bürgerlichen bezogen; ſtellte mir die mannichfaltigen Vorurtheile dar, welche den Redlichen oft hindern, die Hand einem bürgerlichen Mädchen zu reichen und dem Rufe ſeines Herzens zu folgen; zeigte mir die Schwierigkeiten, welche einer ſolchen Vereinigung von Seiten der Eltern, Geſchwiſter, Anverwandten und anderer Umſtände, beſonders an Höfen ſehr häufig entgegen ſtehen; und ſuchte mir die unvorhergeſehenen Folgen eines ſol-

chen Ehebündniſſes, als Unzufriedenheit, Mißhelligkeit, Kälte, verächtliche Behandlung von Adel- und Ahnenſtolzen und dergleichen darzuſtellen, ohne meine Vernunft zu überladen und mir zu zeigen, daß ihre Vorſtellungen abſichtlich dahin gingen, meine Gedanken an den mir verbindlich gewordenen Jüngling völlig aufzugeben.

Wahrſcheinlich würde ich unter ihrer Leitung nie einen unüberlegten und mir nachtheiligen Schritt haben thun können; denn außer ihrer Belehrung wußte ſie die Beſuche des Herrn von Bücklowitz theils ſo einzurichten, daß wir nie Gelegenheit fanden, unſere Neigungen uns zu geſtehen, theils bediente ſie ſich ſolcher Mittel, die ſeine Beſuche verei-

telten, ohne ihn dadurch zu beleidigen. Aber ein Brief und eine durch ihn veranlaßte Reise gaben meinem Schicksal eine andre Wendung und waren gleichsam die Einleitung zu den Ereignissen, welche mich außerdem nicht betroffen hätten.

Meine Mutter schrieb mir von einer zunehmenden Kränklichkeit meines Vaters und wünschte daher, daß ich auf einige Zeit zu ihr kommen möchte! Nichts hinderte mich, ihren Wunsch zu erfüllen, und die Hofräthin gab mir dazu sehr gern ihre Genehmigung, weil sie vermittelst der Veränderung meines Aufenthalts eine Veränderung meiner Wünsche und eine völlige Beendigung meiner Umstände erwartete. Ich reiste

und war in kurzem in den Armen meiner Eltern. Mein Vater war auf dem Wege der Besserung.

Wie hätte nun meine Eitelkeit und zugleich das kindliche Vertrauen unwirksam bleiben können, unter den übrigen Kleinigkeiten, welche ich meiner Mutter erzählen mußte und wobei sie mit der größten Theilnahme mir zuhörte, auch die wichtige Geschichte von Moritz von Bücklowitz anzuführen? Wie hätte meine Unerfahrenheit Besorgnisse über die Mittheilung derselben auffinden können? Vielmehr hielt ich mich für berechtigt, dies Geheimniß dem mütterlichen Herzen anzuvertrauen. Ich fand mehr als ich erwartet hatte; denn außer dem, daß sie in jeder Kleinigkeit

wichtige Vorbedeutungen fand, sah sie überhaupt die ganze Sache von andern Seiten an, welche weder ich noch die Hofräthin an ihr entdeckt hatten; so daß ich selbst während der Erzählung eine gewisse Reue in mir fühlte, diesen und jenen Umstand ihr mitgetheilt zu haben. „Was werde ich doch noch an dir erleben meine Tochter“; rief sie freudig aus, als ich geendigt hatte und bat mich um Wiederholung einzelner Theile der Geschichte. „Ich dachte mirs wohl, fügte sie hinzu, daß du für dies Städtchen nicht wärst. Es bleibt wahr, was meine selige Pathe mir oft sagte: Was Gott uns will bescheren, das kann ja niemand wehren, und wie die gemeinen Leute sprechen: Glück und

Unglück; beides ist uns auferlegt." — Meine Einbildungkrafft hatte also nun ein freies Feld, welches durch die Einfälle meiner Mutter, durch ihr wohlgefälliges Lächeln, womit sie mich betrachtete, und durch die Lobeserhebungen meiner körperlichen Bildung und meines Geschmacks ansehnlich vergrößert wurde. O Mutter! Mutter! wärst du weniger für mich eingenommen gewesen, hättest du mehr Ernst mit deiner Liebe zu mir vereinbart: — wäre ich wohl jetzt der sterbenden Blume gleich, oder dem zitternden Laube, das dem geringsten Windstoß nicht zu widerstehen vermag?

Nachgerade kam ein Brief in ihre Hände, als ich einen Besuch machte,

mit der Aufſchrifft an mich, und ſie überreichte mir ihn ohne ein Wort zu ſagen; aber mit freudetrunknen Blicken und mit einem bedeutungsvollen Fingerzeig auf das adliche Wappen. Ihre Erwartungen täuſchten ſie nicht; es war ein Brief von Moritz von Bücklowitz. Er entſchuldigte ſich darin ſeines Unterfangens wegen; aber geſtand mir, daß er die Macht des Trübſinns über meine Entfernung nicht anders hätte verdrängen können. Er ſprach im Verfolg des Briefes nach ſeiner Art — liebreich, ohne mir Schmeicheleien zu ſagen. Alles trug das Gepräge der Herzlichkeit und Wahrheit; alles war ein ſichtbarer Beweis ſeiner Redlichkeit und ſeines ungeheuchelten Sinns. An

Ende fügte er hinzu, daß er in wenig Tagen zu seinen Eltern reisen würde, und da sein Weg über Wattenitz ginge; so bäte er mich dringend um die Erlaubniß, mich und die Eltern sehen zu dürfen, welche mich Tochter zu nennen das Glück hätten.

Ich muß gestehen, daß mich dies Schreiben, so sehr ich auch für mich eingenommen war, in große Verlegenheit brachte. Ich sah zu deutlich, daß Moritz, — wie ich ihn in der Folge nur nennen will, einen Werth auf meine That und zugleich auf mich selbst setzte, welchen ich nicht verdiente. Mein sittliches Gefühl, mein eignes Gewissen und die vernunftmäßigen Be-

lehrungen der Hofräthin erregten eine Schaam in mir und ließen mich erkennen, daß ich der Hochachtung und Liebe eines solchen Mannes nicht werth war, der so große Begriffe von mir hatte und mich so deutlich in seinem Herzen Liebe lesen ließ. „Was wird er besonders dann von mir glauben, dachte ich bei mir selbst, wenn er mich im väterlichen Hause sieht, und die zu große Zärtlichkeit meiner Mutter, über welche sie nicht mehr gebieten kann, wahrnimmt? Wird nicht dann die Achtung und mein Werth in seinen Augen sinken?“ — Ich sehnte mich in der That zu meiner Muhme zurück und wünschte sogar, daß Moritz nicht nach Wattenitz kommen möchte.

Dies waren jedoch nur vorübereilende Gedanken, welche vollends durch die Ausbrüche der mütterlichen Freude, — denn meinen Brief mußte ich nothwendig zeigen, verschwanden. „Wie sehr wird man sich wundern, wenn er dich hier besuchen wird? Was wird die Amtmännin, die Stadtrichterin, die Oberpfarrin, und diese und jene sagen?“ So sprach meine Mutter und fiel mir dann im Uebermaaß ihrer Empfindungen an den Hals. Es verging ein Tag mit dem andern, und immer lautrer klopfte mein Herz der Stunde entgegen, in welcher Moritz zu kommen versprochen hatte. Sie kam und mit ihr der Ersehnte.

Die Art des Empfangs war zwar von meiner Seite, ſo wie im Landhauſe der Hofräthin, noch mit einiger Zurückhaltung und Schüchternheit verbunden; mit deſto größerer Wärme aber kam ihm meine Mutter entgegen, und überſtrömte ihn mit Liebkoſungen, die ihm nur in ſo fern weniger auffallen mußten, weil er auf die Aeußerungen meiner Gegenliebe zu ſehr rechnete. Er hielt ſich einige Tage in Wattenitz auf und war größtentheils in unſerm Hauſe. Aber wie beſcheiden war ſeine Liebe in ihren Forderungen! Sein Betragen wie edel und anſpruchslos! Wie dankbar glänzte ſein Auge, wenn er Gelegenheit zu finden glaubte, mit mir allein zu ſein, Gelegenheiten, welche meine Mut-

ter abſichtlich zu veranſtalten wußte: aber mit welcher klugen Wahl wußte er mir die Empfindungen ſeines Herzens darzuſtellen, und wie mäßig waren ſeine Wünſche die meinigen hervorzulocken. Ich wurde ſelbſt bisweilen in den Meinungen von ſeiner Liebe irre, wenn ich ihn und Wetterlein zuſammen ſtellte. Keines ihrer Worte, keine ihrer Handlungen kamen überein. Wetterlein überſtrömte mich mit Schmeicheleien, und Moritz nannte mich nur gut und liebenswerth und ſagte dies ſo, daß man es als ſeine volle Ueberzeugung erkennen mußte. Wetterlein ſchien entzückt zu ſein, wenn ich ſeine Küſſe mit einem erwiederte, und Moritz gnügte ſich an meinem Arm zu gehen und

meine Hand zu drücken. Ja ich glaube, daß es unter uns während seines Aufenthalts zu keiner nähern Erörterung unserer gegenseitigen Gefühle gekommen wäre, wenn nicht ein Umstand am letzten Tage Veranlassung dazu gegeben hätte. Wir waren, da die Jahreszeit noch freundlich war, im Garten. Im Hin- und Hergehen machte Moritz die Bemerkung, daß auf der Jelängerjelieberlaube einige Blumen im Aufbruch wären, andere blühten und noch andere welkten. Er freute sich über diese Spätlinge und ich suchte einige der schönsten Blüthen abzupflücken, und sie ihm zu reichen. Mit seinem freundlichen Danke, den er mir sagte, verband er die Beziehung des Nahmens

dieſer Blüthen auf ſeinen jetzigen Beſuch: „Je länger, je lieber,“ ſagte er und ſein offnes Auge hing mit ſtiller Sehnſucht an dem meinigen.

Dieſe Beziehung, erwiederte ich, iſt ein ſchmeichelhafftes Lob, was ich als wahr betrachten will, wenn ſie mir erlauben, dieſen Nahmen zugleich auf ſie anzuwenden und ich gewiß ſein darf, daß ſie meine Anwendung gegründet finden.

„O Benjamine, fuhr er fort, indem er meine Hand küßte, wenn ich „gewiß wäre, daß in ihrer ſchönen „Seele mehr als Mitleid für mich „Platz fände; wenn ich wüßte, daß „meinen Gefühlen, welche vermittelſt „ihrer Quelle gerechtfertigt ſind, die

„ihrigen begegneten: dann würde ich „ihre Anwendung nicht bloß als eine „Folge ihrer Höflichkeit und ihres „Wohlwollens betrachten.“

So sehe ich mich genöthigt, sagte ich, ein gleiches bei ihnen anzunehmen, wiewohl die Art ihres Vortrags mir nicht recht gestattet, diesen Verdacht zu hegen. Doch lassen wir dies! Vielleicht sehen sie die bloße Wiederholung dieser Beziehung als eine gelegentlich angebrachte Höflichkeitsbezeigung an. Wie wäre es, wenn ich bei diesem Nahmen eine kleine Veränderung machte, und ihn dann nicht sowohl auf ihren jetzigen Besuch bezöge, als auf den, welchen ich auf ihrer Rückreise erwarte. Lassen sie mich diese

Blüthen in der Hinsicht — Je eher je lieber — nennen.

„Ja Benjamine, rief er, auch in „meinem Herzen sollen sie so heißen; „ich komme — komme bald zu ihnen „zurück. Dieser Kuß sei Zeuge meines „Versprechens.“

Es folgte diesem Auftritt noch eine lange Unterhaltung, welche mir keinen Zweifel übrig ließ, daß ich von ihm geliebt, aufrichtig geliebt würde. Ich gestand ihm meine Gegenliebe und mit einem gerührten, aber frohen Herzen schied er von mir.

Oft habe ich in der Folge über seinen Besuch nachgedacht. Es war unmöglich, daß meine Schwachheiten und die zu große Zärtlichkeit meiner Mutter

ſich gerade in dieſen Tagen hinlänglich hätten verbergen können; aber Moritz ſchien ſie nicht zu bemerken. Entweder war ſeine Liebe zu mir zu groß und zog über meine Fehler einen Flor; oder er hatte ſeinen Entſchluß, mich zum Mädchen ſeines Herzens und zu ſeinem Weibe zu wählen, zu veſt gegründet. Nie habe ich Gelegenheit gefunden, durch ihn hierüber Aufſchlüſſe zu erhalten. — Nach einigen Tagen war er wieder bei uns. Mit den Worten: je eher, je lieber, trat er zu mir; aber ich wurde jetzt einige Falten des Unmuths auf ſeiner Stirne gewahr. Anfänglich hielt ich ſie für Folgen irgend einer unangenehmen Nachricht oder einer Begebenheit, welche ich zu wiſſen

nicht nöthig hätte; aber bald entspann sich durch meine Neugierde die Frage: sollte er wohl seine Liebe zu mir bereuen und fände er sich wohl durch mich gehindert, andere Vorschläge anzunehmen? Ich ergriff die nächsten Veranlassungen ihn darauf zu leiten, und er gestand mir mit seiner edlen Offenherzigkeit, daß seine Reise größtentheils den Besitz meiner Hand zum Zweck gehabt hätte. Er habe seinen Eltern diesen Vorsatz gestanden und sie um ihre Einwilligung gebeten: allein sie hätten ihm so viele Einwendungen gemacht, seine Jugend zum Vorwand gebraucht, die schönen Aussichten am Hofe, welche er sich dadurch verleiden würde, seinen Adel und andere Dinge:

daß er dieſe Zurückſetzung ſeiner Wünſche und die Verſpätung ihrer Erfüllung unmöglich mit Kaltblütigkeit anſehen könnte. „Indeß meine Geliebte, fügte er hinzu, ich eile zurück zu dem Fürſten, deſſen Liebling ich mich nennen darf, lege das Geſtändniß meiner Liebe an ſein Herz, flehe ihn an um die Vermittelung meines Geſuchs bei meinen Eltern, und dann Benjamine, dann eile ich zu dir und — du biſt mein!“

In dieſer Abſicht verließ er Wartenitz ſchon am folgenden Tage. Auch ich folgte ihm bald nach Sternfels, da mein Vater völlig geneſen war, und meine Mutter mir zu oft ſagte: Entfernung iſt der Liebe Grab. Die Hofräthin nahm mich mit Güte auf und

bald nach meiner Ankunft gestand ich ihr die Bewerbung meines Moritz und welche gegründete Hoffnung ich zu seinem Besitz haben könnte. Sie hörte meine Worte schweigend an.

Indessen hatte Moritz fortan freien Zutritt in ihr Haus, da ich seine erklärte Geliebte war, und sie meiner Eltern wegen dem anscheinenden Glück, welches mir entgegen lächelte, kein Hinderniß in den Weg legen konnte.

Moritz hatte dem Fürsten seine Angelegenheiten sehr bald vorgetragen. Lächelnd hatte er ihn angehört und ihm versprochen, die Sache in Ueberlegung zu ziehn, um in einiger Zeit seine Willensmeinung zu erkennen zu geben. Dies Lächeln erklärte er sich als eine

gute Vorbedeutung und wir beide mächten uns nun die ſchönſten Gemählde unſers zukünftigen Glücks: er — vermöge ſeiner reinen ungeheuchelten Liebe zu mir; ich — weil mit der Liebe meine Eitelkeit mich ſtets im Fluge der Begeiſterung hielt. O denke ich an euch zurück ihr Tage, wo ich das Glück des Lebens zum letztenmal genoß, welch' ein Beben durchzittert dann meine Seele! Als ich euch vorlebte, war ich wirklich im Schooße des Glücks, ob ichs gleich von der Zukunft erſt erwartete! Nichts trübte euch als bisweilen das lange Zögern des Fürſten, ehe er meinem Moritz ſeinen Willen bekannt machte. Damals hielt ich dieſe Verzögerung für eine Beeinträchtigung

meines Glücks, und jetzt — — ha währte sie noch, jene süße Ungewißheit!

In der Erwartung, daß Moritz mich besuchen würde, begleitete ich eines Tages die Hofräthin und Lottchen nicht zu der Gesellschafft, wohin sie auf den Nachmittag und Abend gebeten worden waren. Allein mehrere Stunden sah ich ihm vergeblich durchs Fenster entgegen, und schon näherte sich die frühe Dämmerung des Wintertages. Sein Nahme, den ich mit einer Nadel auf das angehauchte Fenster schrieb, war schon einigemal erneuert worden, ohne ihn bemerkt zu haben. Weg war itzt der Nahme Moritz, weg das Beiwort — Böser, weil er nicht

kam: denn itzt erblickt' ich ihn. Sein Gang glich dem Fluge des Götterbotens und in einigen Augenblicken stürzt' er in mein Zimmer.

Noch nie hatte ich ihn in solcher Lebhaftigkeit gesehen. Aus seinem Auge strahlte Entzücken. Mit einem Briefe in der Hand, mit den Worten: „Benjamine nun bist du mein! mein auf immer!“ und mit offnen Armen flog er in die meinigen. Er erzählte mir hierauf, so gut es seine von Freude berauschte Seele zuließ, daß er unmittelbar vom Fürsten komme, welcher seine Wahl nicht nur begünstigt, sondern ihm zugleich auch den Tittel — Kammerherr und dies eigenhändige

Schreiben an seine Eltern gegeben habe.

War Moritz über diese Wendung seines Schicksals entzückt; so wurde ichs nun ungleich mehr. „Kammerherr ist mein Moritz?“ rief ich aus und meine Liebkosungen, meine Küsse waren feurig — zu feurig für den Zustand seines Gemüths. Wir — — “

Hier senkte Benjamine ihr Haupt auf die Schulter ihrer Freundin; ein Strom von Thränen stürzte gewaltsam hervor und unterbrach den Fortgang ihrer Geschichte. Agnes befürchtete eine völlige Entkräftung ihres ohnedies schwachen Körpers, suchte Beruhigungsgründe auf, bat sie ihre Geschichte zu einer andern Zeit vollends zu endigen,

und ſchlug ihr eine Bewegung im Garten vor. Aber bald richtete ſich Benjamine wieder auf, ſahe mit thränenſchweren Augen ihre theilnehmende Freundin an, drückte ihre Hand an ihren Buſen und ſprach: „Wenn ein fühlendes Herz, wie das deinige gute Agnes, uns zur Seite ſitzt; dann erhebt ſich das unſrige auch in den Augenblicken, wo wir unter den Vorwürfen unſers Gewiſſens zu erliegen glauben, und unſer Erinnerungsvermögen uns bis zur Hauptquelle des verſchuldeten Elends zurückleitet. Auch ich fühle mich jetzt ſtark genug, meine Erzählung zu verfolgen; denn du ſiehſt, daß ich weine. Lange konnte ichs nicht. Stummer Schmerz nagte an

meinem Innern, fraß um sich und schnitt grausam mir alle Zugänge des Trostes und der Beruhigung ab. Zurück also an jenen Quellenrand, wo ich in den Strudel hinabsehe, aus welchem das Gift strömte, das sich über mein Leben verbreitete. Doch laß meinen Blick nur flüchtig sein, damit mich bei einer längern Ansicht nicht unwillkührlich ein betäubender Schwindel übereilt.

Mit jeder Minute wuchs meine leidenschafftliche Liebe zu einer Höhe, wohin Vernunft und Besonnenheit ihr nicht folgen konnten. Sie fachte zugleich die frohe Stimmung meines Moritz zur lichten Flamme auf, unser Alleinsein, der ermattende Blick der Däm-

merung begünſtigten den Aufflug unſerer Leidenſchafft und unſer Schutzengel wich ſcheu von unſerer Seite.

Zwar ſchieden wir nach dem Erwachen unſrer Vernunft mit einigem Schaamgefühl von einander; allein der Gedanke, daß unſre Verbindung bald vor der Welt bekannt und ich das Weib meines Geliebten in wenig Wochen werden würde, ließ mich über die That hinwegſehn. Bei meinem Moritz hingegen entſtand von der Zeit an ein Trübſinn, der unſern glücklichen Ausſichten nicht entſprach, und weder durch meine Zärtlichkeit noch durch meinen Leichtſinn verſcheucht werden konnte. „Ich mache mir ſelbſt Vorwürfe meine Theure, ſagte er oft, daß ich dir mit

weniger frohem Muthe entgegen kommen kann; aber so wenig ich im Stande bin, den Grund meines Unmuths genau anzugeben, ob es allein die Reue über eine That oder Ahndung sei, — so wenig kann ich ihn aus meiner Seele verdrängen.“

Indessen war der Brief an seine Eltern abgegangen, und es währte, vielleicht nur nach unsrer Meinung, ziemlich lange, ehe die Antwort darauf erschien. Aber — Gott — was enthielt sie. Es war darin nicht mehr die Sprache der elterlichen Zärtlichkeit, welche Moritz sonst in ihren Briefen fand. Man schalt ihn mit harten Worten, daß er bisher nur den Schein der Sittsamkeit und des guten Betra-

gens angenommen, und nun durch eine Unbesonnenheit sich im wahren Lichte zeigen und das vorige Gute verdunkeln wollte. — Man sprach von Verführung, der er sich preiß gegeben hätte, ohne auf sie, auf ihren Stand und Geburt und auf die sämtliche Familie Rücksicht zu nehmen. Es wurde darin von bürgerlicher Zudringlichkeit und Anmaaßung gewisser Rechte gesprochen, welche nur denen vom Stande zukämen. Wollte er seinen Willen dennoch ohne ihre Einwilligung befolgen, so würden sie ferner auf ihn nicht mehr Hinsicht nehmen, sondern seinem Bruder ihr Vermögen allein überlassen. Ueberdies wäre sein Oheim, welcher ihn zu seinem Erben gewählt habe,

und welcher dem zu folge von seinem Versatze hätte benachrichtigt werden müssen, vest entschlossen, im Fall, daß die Mißheirath vor sich ginge, seinen Entschluß unausbleiblich zu ändern und ganz entgegengesetzte Maaßregeln zu ergreiffen.

Moritz war lange unentschlossen, was er bei diesen unerwarteten Ereignissen thun sollte; da er den Grund seiner Liebe zu mir und die Art ihrer Entwickelung nicht gestehen konnte, ohne dabei zu befürchten, daß er durch die Mittheilung seiner Geschichte vom Mooßhügel und Schuß vielleicht mehr verlöhre als gewönne. Er that nachgerade was er thun konnte, und schrieb aufs neue in den rührendsten und be-

weglichſten Worten an ſie und ſeinen Oheim, wobei er ſich beſonders auf die gnädige Zuſtimmung des Fürſten bezog. Bänglich warteten wir auf Antwort; aber ſie kam nicht weder von ſeinen Eltern noch vom Oheim.

Mittlerweile fand ich mich, durch mich ſelbſt, genöthigt, meine Blicke mit mehrerer Aufmerkſamkeit auf die Zukunft zu werfen. Sie waren ziemlich unruhig dieſe Blicke und meine Vernunft ſtrafte mich oft meines Leichtſinns wegen. Allmählig aber ſuchte ich mir dieſe Vorſtellungen dadurch zu erleichtern, daß ich nun — auch wider die Einwilligung der Eltern, um ſo mehr die Gattin meines Geliebten werden würde, weil ich die Größe ſeiner

Liebe kannte und wußte, daß sie durch einen Zeugen unauflöslich werden würde. Ich verachtete nachgerade die Drohungen der Eltern und zauberte mir die angenehmen Bilder vor, welche ich als die Gemahlin eines Kammerherrn zur Wirklichkeit bringen wollte. Und in dieser beruhigten Stimmung meines Gemüths machte ich meinem Moritz die Lage der Dinge bekannt. Er schien gefaßt, und auf meine Nachricht vorbereitet zu sein; allein ich fand ihn auch nun vest entschlossen, das letzte zu wagen, um seine Eltern und seinen Oheim zur Einwilligung zu bewegen. Morgen eile ich zum Fürsten, sagte er, bitte um Urlaub und — morgen reise ich zu meinen Eltern ab. — Mein letzter Zu-

ruf an ihn war, als er mich verließ und mir den Scheidekuß gab: „Moritz! — nur bald — bald komm wieder zu deiner Benjamine zurück!“

O Agnes, dieser Scheidekuß! Ich wähnte ihn für einige Tage gegeben zu haben, und — doch laß mich der Geſchichte nicht vorgreifen, laß mich nicht früher dir das Schrecklichſte mittheilen, was mich traf, als es die Ordnung der Dinge geſtattet.

Ich berechnete Tag und Stunden nach ſeiner Abreiſe und erhielt ſpäter als ich dachte ein Schreiben von ihm, was mich anfänglich entzückte, aber dann zu quälenden Gedanken hinriß. Er meldete mir, daß er mit gutem Bedacht einige Tage nach ſeiner Ankunft

habe hingehen lassen, um mir den Erfolg seiner Unternehmung und die Wirkung seiner persönlichen Gegenwart vollkommen mitzutheilen. „Freue Dich Benjamine, so schrieb er, freue Dich unsrer Liebe! Meine Bitten sind erhört! Die Bande, welche die Natur um die Herzen der Eltern und Kinder wand, waren die Vermittler der glücklichen Vereinigung unserer Wünsche. Ich bin wieder der geliebte Sohn meiner Eltern und selbst mein Oheim ist durch mich gewonnen worden. Wie gern, wie gern eilte ich statt dieses Briefes hin zu Dir, um der Ueberbringer dieser Nachricht selbst zu sein, wenn nicht eine kleine Unpäßlichkeit mich davon abhielte. Mir selbst wäre

ſie kein Hinderniß, aber Du kennſt ja die beſorgliche Aengſtlichkeit der Mütter bei ſolchen Kleinigkeiten, um ſo mehr, da die meinige durch einige wichtigſcheinende Blicke des Arztes auf die Gedanken gebracht iſt, daß mich die Blattern heimſuchen würden, welche ſich hie und da in dieſer Gegend zeigen, und die ich noch nicht gehabt haben ſoll. Doch dies nur gelegentlich.“

Mein Leichtſinn war bereits itzt nicht groß genug, um den Gedanken: Gott, wenn dein Moritz ſtürbe! nicht aufkommen zu laſſen. Er wuchs mit jeder Stunde, mit jeder Minute zu einer ſchrecklichen Angſt empor. Bisher hatte mein Herz — umnebelt von weib-

licher Thorheit, von Eitelkeit und Leichtsinn, noch nie so laut von reiner Liebe entflammt, — für meinen Erkohrnen gesprochen, als jetzt; noch nie hatte es seinen Werth, seine Vorzüge vor Tausenden, seine vortrefflichen Eigenschaften so anerkannt, als in dieser Stunde. Jetzt sah ich erst, was Moritz mir gewesen war, was er für mich gethan, und wie unerschütterlich, uneigennützig und vorurtheilslos seine Liebe sich bewiesen hatte. — „Moritz! Moritz! — so drängte sich's aus meiner Brust, du solltest nur um deswillen aus meinen Armen dich reißen, um in die Arme des Todes zu eilen? Ich soll hier bleiben, entfernt von dem Lager, wo dein Auge bricht? — Ich soll nicht sehen,

wie deinen ſterbenden Lippen der Nahme Benjamine entzittert; den letzten Schlag deines Herzens nicht fühlen, der ſich in Liebe für mich auflöſt! Ich, die ich mich — durch die Bande des Herzens und der Natur zu dir hingezogen fühle; ich mit dem Muttergefühl — ich dein Weib, ſtehe fern von dir, der du dich vielleicht ſchon losgewunden haſt, von den Schmerzen des Todes!“

Wie hätte ich mich lange dieſer ſchrecklichen Unruhe überlaſſen können, ohne den Verſatz, zu ihm zu eilen, zu faſſen und auszuführen? Niemand war im Stande mich zurückzuhalten. Die Hofräthin gab mir einen alten Freund zum Begleiter und mit dieſem

betrat ich die Reiſe in den härteſten Wintertagen.

Noch ehe ich Wattenitz, wo ich nur im Durchfluge meine Eltern beſuchen wollte, erreichte, mußte ich durch einen Fichtenwald, an deſſen Ende ein Wirthshaus ſtand. Es herrſchte durchgängig in der Natur eine feierliche Stille, von der die Stimmung meines Herzens gerade das Gegentheil war. Tiefer Schnee bedeckte das Erdreich und beugte die ſtolzen Aeſte der Tannen und Fichten zur Erde herab. Zu einer andern Zeit würde mir dieſer Anblick viel Stoff zu angenehmen Betrachtungen gegeben haben; aber jetzt ſah ich in jedem Mooßhügel ein Grab und die umherſtehenden Fichten waren mir

hingepflanzte Zeugen der Todesruhe. Mein Begleiter ſuchte zwar durch Aufſtellung mannichfaltiger Gegenſtände mich zu zerſtreuen; aber meine Antworten und meine Reden waren einſeitig und gedankenlos. Ich kam ſtets in meine Schwärmereien zurück und nichts als der Unwille auf meinen Begleiter konnte zuweilen mich in einigen Augenblicken ihnen entziehen. Verlohren in dieſe Betrachtungen hörte ich plötzlich das Wiehern eines Pferdes, und ſahe bald darauf einen Reuter der uns entgegen kam und ſich um einige Bäume, um welche der Weg ſich krümmte, uns näherte. Ihn ſehen, den Schlag aufreißen, im tiefen Schnee ihm entgegen eilen und ausrufen: „mein Moritz!

mein Moritz!“ — war eins. — Ach er war es nicht selbst; es war der Bediente nur: aber er kam ja doch von ihm, war ja doch immer um ihn gewesen, war mit ihm gereist. Er sprang ab vom Pferde; aber wie hätte er mir auf die Menge der Fragen antworten können? Ich nahm ihn bei der Hand und rief ihm zu: „Ist er schon voraus? Lange schon? — Der böse Moritz! — Ha versteckt hat er sich?“ Und schon sprang ich von ihm und wollte um die vor uns stehenden Bäume. Aber Christoph rief mir zu: „Er ist diesmal nicht mit; ich bin allein; soll ihnen — etwas abholen — bringen wollte ich sagen — zum Fürsten — ja mein Herr könnte nicht — besonders

einen ſchönen Gruß auch von ihren Eltern, auch von der gnädigen Herrſchafft.“ — „Chriſtoph, lieber Chriſtoph, iſt nicht Moritz bei meinen Eltern?“ fiel ich drein. „Ich weiß nicht; — aber dies Schreiben — ja ich ſoll — an den Fürſten ſoll ich's bringen.“ — Mittlerweile war mein Begleiter mir nachgekommen, und ſuchte durch Blick und Zeichen die Wahrheit der Sache zu erforſchen. Kein Wort, das der ehrliche Chriſtoph ſagte, konnte meinen Blicken entgehen, keine Miene unbemerkt bleiben; ich ſahe daher, daß er ſich in die Lippe biß und daß ihm Thränen ins Auge traten. Aufs neue ergriff ich ſeine Hand und rief: „Um Gottes willen, wo iſt ſein Herr!

Warum ſieht er weg? — Iſt's wahr Chriſtoph, iſt's wahr, daß mein Moritz tod iſt?? —“ Aber er ſchwieg und lehnte ſeinen Kopf an den Sattel. Was ich dann that, gute Agnes, kann ich dir nicht ſagen, nur ſo viel weiß ich, daß mein Begleiter und Chriſtoph Mühe hatten mich wieder in den Wagen zu bringen. Man brachte mich ſo eilig als möglich in das nicht allzu entlegene Wirthshaus. Der treue Diener ſeines bereits verblichenen Herrn, der nicht von meiner Seite wich, that alles, was ſein gutes Herz ihm eingab: aber ſein Schluchzen ſchlug meine Beſonnenheit, zu welcher ich zurückzukehren ſchien, aufs neue nieder. Erſt als ich wieder im Wagen ſaß, verließ mich

der tobende Schmerz einigermaaßen. Aber, ſage mir Freundin, wurde wohl mein Zuſtand dadurch erleichtert? War die Betäubung nicht wohlthätiger als die Fähigkeit, die Quelle und den Umfang meines Schmerzes und die ſchwarze Nacht der Zukunft vor mir zu ſehn? — Ich fand meine Mutter in Thränen; denn Chriſtoph hatte ihr ſchon die Nachricht mitgetheilt, daß Moritz tod ſei. Ihr Schmerz glich bereits dem meinigen; und doch wußte ſie noch nicht alles; — ſie wußte noch nicht, daß ich Mutter war.

Allein eben dieſe Ueberzeugung, und der Gedanke, daß die Hülfe meiner Mutter mir unumgänglich nöthig ſei, ließen mich wenigſtens in ſo weit zur

Beherrschung meines Grams gelangen, daß ich fähig wurde, über die Art und Weise nachzudenken, wie ich ihr das Geheimniß enthüllen möchte. Die Zeit forderte Beschleunigung der Maaßregeln. Ich überwand mich daher und äußerte eine gewisse Ruhe. Glücklich erreichte ich meinen Zweck; denn meine Mutter fand durch meine scheinbare Beruhigung auch die ihrige und so gestand ich ihr, was bisher nur ich und mein Moritz gewußt hatten.

Vorwürfe hatte ich von meiner zärtlichen Mutter nicht erwartet, nur Verwirrung und Angst befürchtete ich durch diese Entdeckung bei ihr zu erwecken. Allein so wie jene unterblieben, fanden auch diese wenig Eingang in ihr Herz.

Sie war zu sehr für mich eingenommen, als daß sie nicht meinen Zustand unter die Schicksale einer Tochter, welche liebt und geliebt wird, hätte zählen und die besten Anstalten treffen sollen, mein Geheimniß vor der Welt zu bewahren. — So wurde ich auch jetzt noch nicht zur ernstlichen Reue über eine That gebracht, die im Stande gewesen wäre, meinem Karakter eine grössere Veredlung zu geben und meine Eitelkeit zu meinem Besten ganz zu unterdrücken. O hätte ich gewußt, daß der innere Richter unsrer Handlungen sich nicht so leicht bestechen läßt, als die Welt; hätte ich gewußt, daß unser Gewissen — es sei früh oder spät, uns zur Rechenschafft fordert, ohne auf die

Schmeicheleien unſers Willens zu hören: ich würde bei den Veranſtaltungen meiner Mutter mich nicht ſo willig gezeigt, oder ſie wenigſtens reiflicher überdacht haben.

Mein Vater, der von jeher den Anordnungen meiner Mutter wenig vernünftige Hinderniſſe entgegen geſtellt hatte, war nun — theils durch ſein Alter, theils durch die fortwährende Unbeſtändigkeit ſeiner Geſundheit noch mehr dahin gebracht, ihrer Willensmeinung völlige Freiheit zu laſſen. Es wurde ihr daher nicht ſchwer, ihm meine Umſtände bekannt zu machen und die Gewährung der Maaßregeln, die ſie traf, von ihm zu erhalten. Ich überließ mich nachgerade wieder unver-

hohlen dem Schmerz über den Tod meines Geliebten, und meine Mutter miſchte ihre Thränen in die meinigen. Ihre Veranſtaltungen aber nahmen darin ihren Anfang, daß ſie das vor den Augen anderer zu ſein vorgab, was ich eigentlich war, und zu verheimlichen ſuchte.

Bis gegen das Ende des Frühjahrs blieb ich in ihrem Hauſe; allein nun war es nöthig; mich an den Ort zu begeben, wo ich meine Niederkunft erwarten ſollte. Es hieß, daß ich wieder zur Hofräthin nach Sternfels reiſen würde, und ſo brachte mich meine Mutter auf ein ziemlich entlegenes Dorf zu der Frau eines Pachters, welche ehedem im Hauſe meiner Groß-

eltern Wohlthaten genoſſen hatte, und ihr dadurch Verbindlichkeiten ſchuldig war.

Hier in meiner Einſamkeit lernte ich nun wohl meinen Zuſtand und meine künftigen Verhältniſſe von mehrern Seiten betrachten. Ich erkannte, daß ich lebenslänglich mein Muttergefühl unterdrücken und in die Schranken der Schweſterliebe würde verweiſen müſſen; daß ich immer um meine Ehre zu retten, ein jetzt angefangenes Vorgeben bei der Welt — und denen, mit welchen ich in nähere Verbindung träte, beibehalten müßte; und mich oft in der Verlegenheit ſehen würde, die Feſſeln, womit die Natur das Herz der Mutter an ihr Kind zieht, wenn

nicht gewaltſam zu zerreißen, doch oft mit geheimen Schmerz und mit verhaltenen Thränen loszuknüpfen. Aber theils war ich zu ſchwach, ein beſſeres Mittel für mich und mein Kind aufzuſuchen, theils war die Zeit zur Ueberlegung zu ſpät, und überdies hätte ich nun nicht allein mich lächerlich gemacht und dem Spott preiß gegeben, ſondern zugleich meine Mutter, welche meine geheime Rolle öffentlich ſpielte.

Noch ein Schlag ſollte mich treffen, ehe die Forderungen der Natur ihre Rechte behaupteten. Ich erhielt die Nachricht vom Tode meines Vaters; der zwar bei meiner Erziehung nur wenig auf mich gewirkt hatte, und alſo auch nicht mit der Innigkeit an mein

Herz gekettet war, wie es im entgegengesetzten Falle gewesen sein würde, der aber doch die Person war, von welcher ich Unterhalt und Unterstützung erhielt. Sein Tod traf also gewissermaaßen mehr meinen Verstand als mein Herz, da ich wußte, daß meiner Mutter nun die Hülfsquellen durch ihn vertrocknet waren, aus denen sie bisher besonders zu meinem Besten geschöpft hatte. Du kannst leicht denken, welche Erschütterung am meisten mein von Jugend an genährter Hang zur Eitelkeit und zum äußern Glanz erhielt. —

Und itzt war die Stunde da, in welcher ich zum erstenmal als Mutter mein Kind — meine Mariane erblickte,

die als eine vaterlose Waise, obgleich unwillkührlich, in die Klagen und Seufzer um meinen verblichenen Moritz einstimmte. Meine Mutter erschien sogleich nach der erhaltenen Nachricht, hielt sich so lange bei mir auf als nöthig war, um die begonnene Täuschung vollkommen zu machen; und so begaben wir uns nach Wattenitz zurück. Der gröβte Theil der Stadt wunderte sich über den Spätling, der mir so ähnlich war: aber keiner hatte wenigstens in meiner Gegenwart die Dreustigkeit, seine Verwunderung zu äußern. Uebrigens widersprach die Farbe meiner Wangen, die sich erhalten hatte, der geheimen wahren Meinung, die vielleicht bei manchen entstand.

Es vergingen hierauf einige Jahre, in denen meine Vernunft vermittelst der Folgen meines Leichtsinns, sich immer mehr und mehr vervollkommte. Selbst meine Mutter äußerte oft einen reuigen Gedanken über die blinde Nahrung der Eitelkeit, da sie sahe, daß alle die glänzenden Aussichten, welche sie sich in Hinsicht meiner gemacht hatte, gescheitert waren. Sie schlug mir zwar bisweilen vor, ob ich nicht aufs neue die Anträge der Hofräthin annehmen und nach Eternfels gehen wollte: aber mir war dieser Ort, wo mein Herz zu stark erschütternde Eindrücke erhalten hatte, nicht nur reitzlos sondern abschreckend; meine Mariane, das Pfand meiner unauflöslichen Liebe,

in welcher ich die Höhe meines Unvergeßlichen mir vergegenwärtigte, war meinem Herzen zu theuer, als daß ich mich von ihr hätte losreißen können; und selbst meine Mutter, bedurfte meiner Unterstützung, wenn sie gleich größtentheils nur darin bestehen konnte, daß ich stets um sie war.

In unserer Eingezogenheit besuchte uns gelegentlich auf einer Reise mein jetziger Mann. Er sah mich, ich gefiel ihm und — er hielt um mich an. Natürlich lehnte ich seinen Antrag ab, aber die unerlaßlichen Vorstellungen meiner Mutter nöthigten mich, seine Hand anzunehmen.

Hier will ich die Geschichte meines Lebens endigen: denn es sind Agnes,

welche mir die Vorsehung bald nach meiner Ankunft zur Freundin gab, bist selbst Zeugin meines ehelichen Lebens. Du selbst weißt, mit welcher Zärtlichkeit und unversiegender Liebe mein theurer Gatte mir begegnet ist. Ueberzeuge dich nun auch, wie gerecht und unauflöslich mein Gram sein muß, da ich mich vor meinem Gewissen als eine Betrügerin verklagt sehe, die diesen Redlichen mit Unwahrheit hinterging, und — aus Pflicht die Ehre meiner Mutter zu erhalten, bis an meinen — nun bereits nahen Tod hintergehen muß. Erkenne — wie schneidend mir jede Liebkosung meines Kindes sein muß, das ich ihm gebahr, wodurch das Bild meiner von mir gerissenen

unglücklichen Mariane, vor meine Seele gestellt wird. Mein Herz kann dem Drange nicht widerstehen, meine Mutter bisweilen zu bitten, sie auf einige Zeit zu mir zu bringen: aber ich selbst muß, um meinen Gefühlen nicht ganz unterzuliegen, sie dann wieder ersuchen, mein Kind von mir zu entfernen."

Benjamine schwieg.

Voll theilnehmender Freundschaft suchte nun Agnes ihr die Gründe der Beruhigung aufzustellen, welche sie aus einigen Begebenheiten ihres Lebens folgern zu können glaubte. Aber sie waren für Benjaminens verwundetes Herz nicht heilsam genug. Sie lächelte wehmüthig ihr entgegen, und mit der Versicherung, daß die nahe Auflösung ihres leidenden

Körpers von ihrer niedergebeugten Seele, der größte und süßeste Trost für sie sei, endigte sich ihr Wechselgespräch. Als Agnes schied, fügte sie noch hinzu: „erhöht wird mir dieser Trost durch deine Theilnahme und durch die Gewißheit, daß meine Geschichte in dem verschlossenen Herzen einer Freundin ruht.“

Die Astern verblühten und das Laub entzitterte vollends den Bäumen. Im Anfange des Frühlings fand Benjamine die ersehnte Ruhe in der Stille des Grabes; und als Agnes nach Jahresfrist weinend ihren Grabhügel besuchte, lächelten ihr die hingepflanzten blühenden Astern ruhig vom Hügel entgegen.

Der Widerſpruch.

„Genug mit diesem“; sagte Eduard Bellorf, schob den Stuhl von seinem Arbeitstisch ab, sprang auf, ergriff Hut und Knotenstock und eilte in die freie Natur.

Er that dies oft, theils um zu neuen Arbeiten sich zu stärken und aufzuheitern, theils aus Unmuth: denn seine Lage war nicht eine der glücklichen dieses Lebens. Er war umgeben mit Menschen, welche durch Kunst und immerwährende Bearbeitung ihrer Außenseite das Gewand der feinern Sittlich-

keit tragen; welche die Züge der Menschenliebe, Güte, Freundschafft, Zuvorkommenheit in ihr Gesicht zu bringen wissen; und unter vier Augen eine Traulichkeit heucheln, die den andern zu Geständnissen lockt und ihn mit dem froh täuschenden Gedanken erfüllt, — eine gute Seele mehr gefunden zu haben. Mit Menschen, welche Eitelkeit und Eigendünkel im lächerlichsten Grade besitzen und ihrem Eigennutz, verbunden mit andern damit verwandten Lastern, allezeit frohnen: die aber mit unbegränzter Dreustigkeit und Frechheit sich in die Zirkel der Menschen drängen, und durch ihren schlüpfrigen Witz das Ohr der Schwachen und bloß Sinnlichen einzunehmen wissen. Nein

glücklich konnte Eduard mit seinem fühlenden Herzen bei diesen Menschen nicht sein, um so mehr da sie nicht die einzigen waren, mit denen er leben mußte. Täglich sah er sich in der Nähe derer, welche bei ungebildetem Verstand und Herzen sich zum Richter ihrer Nebenmenschen mit schamloser Stirn aufwerfen, Dummheit und Unsinn in alle ihre Urtheile verweben, und sich keiner andern Vorzüge zu freuen wissen, als solcher, welche sich bloß auf menschliche Vorurtheile gründen. Gern würde er eine Entschädigung dieser drückenden Verhältnisse in seinen angewiesenen Geschäfften gesucht und vielleicht auch gefunden haben; wenn sie nicht von der sich widersprechenden Willkühr die-

ser Menschen zu sehr abgehangen hätten. Was andern das Gefühl des Lebens erhöht, was ihnen die Freuden desselben genießbarer macht, war ihm geraubt; denn bei seinen Arbeiten fehlte ihm der beseligende Gedanke des Nützlichwerdens.

Ihm blieb daher zur Aufrechthaltung seiner Standhaftigkeit und der Empfänglichkeit sanfter und edler Empfindungen nichts übrig, als der Genuß, welchen ihm der Anblick der Natur und ihrer Segnungen gewährte. Die Stunden, welche er im Arm der Freundschaft zuweilen verlebte, wurden ihm zu spärlich mitgetheilt, als daß sie seinen Muth hinlänglich hätten beleben können. Seine Freunde waren theils

entfernt von ihm, theils schüchtern in ihren Rathgebungen.

Gewöhnlich verfolgte er einen Fussteig, welcher in einem Thal an der Seite eines Quellenbachs hinlief. Das Thal senkte sich an den meisten Orten tief hinab und die benachbarten Anhöhen erhoben sich zu kleinen Gebirgen, welche von Birken und Buchen, von Pappeln und Fichten beschattet waren und dem Thal ein feierliches Dunkel mittheilten. An einigen Stellen lagen Felsenstücke und Steine von beträchtlicher Grösse, welche entweder durch eine Erderschütterung oder durch eine Wasserfluth aus ihrem Lager gerissen worden waren: an andern ebnete sich der Boden zu einer Fläche, auf welcher sich

Gräser, wohlriechende Kräuter und Blumen empordrängten. Eduard liebte die Abwechselungen des Rauhen mit dem Sanften, des Schauerlichen mit dem Einladenden; er liebte die feierliche Stille, welche hier herrschte und durch nichts unterbrochen wurde, als durch das Rauschen der Birken und Pappeln, wenn der Wind durch einen Bergritz schlüpfte, und durch das ernste Murmeln des Bachs, wenn er seinen Weg durch eine Steinhöhle nehmen, oder über emporragende Felsenspitzen in tausendfachen Krümmungen sich winden mußte.

Und an diesen Ort begab er sich auch heute, da er vom Stuhl aufsprang, den Knotenstock in der Hand.

Er hatte es nicht gern, wenn ihm jemand vom alltäglichen Haufen hier begegnete, mit dem er weder seine Empfindungen wechseln, noch sonst über Sachen des Verstandes und Herzens sprechen konnte; so lieb es Ihm auch war, wenn zuweilen ein gleichgestimmter Freund an seiner Seite mit ihm genoß. Es war ihm daher auch itzt nicht angenehm, als er in einiger Entfernung mehrere Stimmen erwachsener Personen und kleiner Kinder vernahm. Ich will sie umgehen, dachte er und trat sogleich zur Rechten vom Wege ab, auf der Seite des Bachs. Er sprang über ihn hin, schlüpfte durch einige niedrige Birkengesträuche und war schon auf der jenseitigen Anhöhe,

als er durch eine zufällige Aussicht die Personen erblickte, welchen er zu entgehen suchte. Sie hatten sich auf einer Rasenfläche am Ufer des Bachs gelagert, und zogen itzt Eduards Blicke auf sich, weil ihre Kleidung und das, was um sie her verbreitet lag, ihre Dürftigkeit; aber die körperlichen Bewegungen sowohl als der frohe Laut ihrer Stimmen, ihren Frohsinn zu verrathen schienen. „Sonderbar genug, sagte Eduard zu sich selbst, eine Bettlerfamilie und doch frölich? — Ich will sie näher betrachten, um zu sehn, welches den Grund ihrer Freude sein mag.“ — Es gelang ihm unbemerkt bis in ihre Nähe zu kommen; er stellte sich hinter einige Gesträuche und beg

die Aeste zurück, welche zu seiner Absicht — verborgen zu bleiben, überflüßig waren.

Mitten auf der Rasenfläche, welche in zirkelförmiger Gestalt von hohen Hängebirken umkränzt war, die ihre schlanken Aeste auf sie niederbeugten, stand ein umgestürzter Korb, auf welchem ein Kind saß, das ohngefähr das Alter eines Jahres haben mochte. Unter ihm lag etwas — einem Bettchen ähnlich, worüber eine löchrichte Windel gezogen war. Ein Weib — in Dürftigkeit gehüllt, saß am Fuße des Korbes und hielt mit den Händen das Kind auf diesem geflochtenen Throne. Man sah es ihr an, daß sie die Mutter desselben war, denn ihr Auge hing

underwandt an diesem Geschöpf und in ihrem Gesicht spiegelte sich gleichsam die Freude, welche das Kind durch die Bewegung der Arme, durch das Blinzen der Augen und durch den ungegliederten Laut seiner Stimme zu erkennen gab. Ein anderes Kind, ein Mädchen von ohngefähr vier Jahren hüpfte mit Geschrei und Lachen umher, sammelte Blumen und Kräuter und goß sie theils über den lallenden Bruder, theils über die Mutter. Welch' Entzücken für sie alle, wenn die Blumen vom Scheitel des Stammlers in den Schooß der Mutter herabliefen! Welch' Entzücken, wenn er den Vater, welcher an dem Spiel Theil nahm, dann mit besorglichen Blicken betrachtete, sobald er die

Mutter neckte, und ſie mit verſtelltem Ton das Mitleiden deſſelben erforſchte. Mutter und Vater drückten dann zugleich das Kind in ihre Arme, während deſſen das Mädchen ſie alle mit einem Blumenregen übergoß, oder ſich neidiſch auf die Küſſe des Bruders, um die Knie des Vaters wand! Wer hätte zweifeln können, daß dieſer Mann der Gatte des Weibes und der Vater der Kinder ſei, da ſeine Zärtlichkeit für alle und ſeine ſprechenden Blicke ihn dafür erklärten? Wer zweifeln; da theils der Zuruf der Kinder, theils die verſtellte Unzufriedenheit der Mutter mit ſeinen Neckereien, welche nur eine Anreitzung zu ihrer Fortſetzung war, den Gatten und Vater verriethen?

Ein solches Schauspiel hatten Eduards Augen noch nie gesehen; sein Ohr noch nie die Töne einer solchen ungemischten Freude vernommen. Lange konnte er nichts weiter thun als hören und sehen, bis endlich seine wachsenden Empfindungen zu regsam in ihm wurden. „Ewiges Wesen, so brachen seine Empfindungen aus, keines deiner Geschöpfe wird vergessen von dir! Sie alle stehen wohlerkannt vor deinen Augen! Ihnen allen theilst du die Empfänglichkeit zur Freude des Lebens mit, und reichst ihnen die Mittel zum wirklichen Genuß! Nur an ihnen selbst liegt die Schuld, wenn sich ihr Herz für die Freuden verschließt, und sie kein Mittel wissen, sie zu finden und zu genießen.

Vorurtheile hält die Menſchen vom Genuß ab und Täuſchung der Sinne. — Die einfachen Freuden des Lebens, zu welchen ſie die Stimme der Natur, ihr eignes Herz und der Trieb zur Geſelligkeit ruft, ſcheinen ihnen zu trocken und zu wenig nahrhafft zu ſein; mit hundert andern zweckloſen Dingen ſuchen ſie ſie zu verbrämen, und täuſchen ſich dann einige Augenblicke an der glänzenden Außenſeite, ohne die Freuden ſelbſt ihrer wahren Natur nach erkannt und genoſſen zu haben. Einem flüchtigen Rauſch der Sinne, der dann die Seele in eine deſto größere Leere wirft, geben die meiſten den Nahmen des Genuſſes, und die einfachen, ſelbſtſtändigen und vollgültigen Mittel, wel-

che ihnen das Geſetz der Natur darſtellt, verwerfen ſie, weil ſie ſie für veraltert halten, und haſchen nach ſolchen, welche die Thorheit der Menſchen träumend dazu erhob. — O könnte ich dich auf dieſe Stätte führen, der du glaubſt, daß in der Weichlichkeit dieſes Lebens, im Federſtuhl des Reichen, in der ſchwer belaſteten Tafel deſſelben, in ſeinen zierlich bemahlten Zimmern, und im weichen Kleide, das die Zeitſitte einem beſtändigen Wechſel unterwirft, die reinen Quellen menſchlicher Freude liegen; was würdeſt du lernen! Stündeſt du mir zur Seite, der du den gefüllten Geldkaſten für ihren einzigen Grund anſiehſt, und die arbeitsloſen Tage des vornehmen Müßiggängers,

ſeine zeitvertreibenden Spiele und andere Täuſchungen der Sinne, mit neidiſchen Augen betrachteſt; hier würdeſt du dich überzeugen können und müſſen, daß die einfachſten Mittel die bewährteſte und genießbarſte Freude erzeugen, und daß die Menſchheit bei ihrem Genuß — zwar folgſam und den Geſetzen der Natur unterthan erſcheint, aber zugleich in ihrer reinſten Geſtalt und Würde. Würdeſt du nicht der menſchlichen Thorheit ſpotten, die zwar das höchſte Weſen nur um Nahrung und Kleider, oder mit andern Worten, um ein zureichendes Auskommen bittet, und ihm dann Genügſamkeit verſpricht; aber die Gränzen der Bedürfniſſe dieſes Lebens nicht kennt? Die nach der

Erlangung des einen den Wunsch nach dem andern eben so gerecht als erlaubt findet? Die nur andere für glücklich hält, weil sie gerade das besitzen, was die Einbildung eben jetzt als eine ergiebige nie versiegende Quelle des Glücks vorzaubert; aber sich selbst — wenn nicht geradehin für unglücklich, doch für arm an den Mitteln hält, welche zureichend wären, ihr eingebildetes Glück zu befördern? — — Würdest du nicht diese Menschen, die sich hier in diesem Haingewölbe freuen, eben ihrer Dürftigkeit wegen, beneidenswerther finden müssen, als tausend andere, welchen in der Menge der vorhandenen Mittel keines ergiebig genug zu sein scheint, ihre nach Glück dürstende Seele

zu befriedigen? Ueberall in der Natur finden dieſe Menſchen einen blauen Himmel und eine Raſenfläche zur Ruhe; überall einen ſchattigten Baum, der ihnen Kühlung gewährt und eine Quelle, den Durſt zu ſtillen und das trockne Brod zur Mahlzeit zu befeuchten! Wie einfach ſind ihre Bedürfniſſe und die Mittel zu ihrer Freude! Schon eines von ihnen kann ihre Freude erwecken; treffen aber mehrere, treffen ſie alle zuſammen; o wie groß iſt dann ihr Genuß. Ohne durch lange Vorbereitungen ſich den Genuß ſelbſt zu ſchmälern, überlaſſen ſie ſich den Aufforderungen ihres Herzens. Nur wenige Minuten — und ſchon ſind ſie im vollen Freudengenuß. Wie bald iſt

nicht der Korb geleert vom gesammelten Brod und den wenigen Kleidern; wie bald der Stab hingeworfen und das rohe grobe Gewand, das auf dem feuchten Rasen keine Farbe verliert. Keine ängstliche Wahl unter den seidnen und andern Gewändern, um zweckmäßig bei der Freude zu erscheinen, findet hier statt; sie haben nur eines zu Freude und Leid. Nie entsteht die Frage bei ihnen: sind auch alle Geräthschafften der Zeitsitte gemäß? Dieser irdene Krug der hier am Ufer steht, jenes grobe Tuch auf welchem ihr Brod liegt, und jene Messer mit hölzernen Griffen — reichen hin um ihren Genuß zu erleichtern. Weder Köche, noch Bediente, Laufer und wie die dienstbaren

Menſchen alle heißen, dürfen ſchwitzen, um ihnen einen zweiſtündigen ſinnlichen Genuß möglichſt ſchmackhafft zu machen. Nie kommt ihnen der Gedanke ein, ob ſie im getäfelten Zimmer, oder im Saal auf Marmorplatten die Stunden der Freude zubringen wollten: der grünende Raſen iſt ihnen genug. Was fragen ſie, ob Sina oder Frankreich, ob Spanien oder Engelland die Zimmerbekleidung und andre Behänge geliefert hat? Stehen nicht Birken umher, die ſich mit ihren hängenden Aeſten über ihrem Scheitel zu einem Gewölbe beugen, durch welche die köſtlichſte Tapete, der blaue Himmel blinkt? Was fragen ſie endlich, welchen Preiß dieſe und jene Sänger und Tonkünſtler auf

die Darſtellung ihrer Kunſt zur Vergrö-ßerung des ſinnlichen Vergnügens ſe-tzen? Die Nachtigall flötet ihnen um-ſonſt im Geſträuch; umſonſt ſchlägt die nach ihren Broſamen lüſterne Finke auf den nahen Aeſten; umſonſt mur-melt ihnen der Bach.“

„Alſo — fuhr Eduard bei ſich ſelbſt fort, wäre das Leben des Bettlers dem Leben des Reichen und Vornehmen die-ſer Erde vorzuziehn? — O nein, nicht gerade des Bettlers, dem Hunger und Blöße und Froſt und andere Drangſale des Lebens nur zu oft die einfachſten Genüſſe verbittern: — ſondern des Ge-nügſamen; deſſen, welcher die Grän-zen ſeiner Bedürfniſſe mit Weisheit und Klugheit zu ziehen weiß, ſie oft be-

sichtigt, und ihre Gränzsteine bei der kleinsten Verrückung wieder an ihre vorige Stätte bringt. Diese Familie lehrt mich nur, daß die Gottheit auch den Bettler, wenn er genügsam ist, nicht vom Genuß der Freuden dieses Lebens ausschließt."

Hier drängte sich eine Thräne in sein Auge, das sich zu dem empor hob, aus dessen Hand die Segnungen über die Menschheit strömen. In ihr vereinigten sich alle Gefühle des Danks; seine Empfindungen erhielten durch sie einen Vereinigungspunkt und eine Bestigkeit, welche den Entschluß bei ihm erzeugte: auch du willst genügsam sein! — Die Thräne vom Auge gleitete hinab und mit einem Sprunge

war er über den Bach bei der frölichen Bettlerfamilie.

„Gott grüß' euch lieben Leute! Wer seid ihr?

Er. Ich dank' ihnen für den Gruß lieber Herr; wundre mich aber über ihre Frage. Sie sehen aus allem, was wir um und an uns haben, daß' wir Bettler sind.

Sie. Aber doch ehrliche Bettler guter Herr, die es nicht verdient haben, daß sie es sein müssen.

Röschen. (Zu Eduard.) Willst du einmal trinken? Der Vater hat auch getrunken und die Mutter auch.

Er. Geh' weg, laß den Herrn sein. (Zu Eduard.) Sie müssen es ihr nicht übel nehmen. Ich habe sie ge-

wöhnt, mit jedem Menſchen frei und ohne Scheu zu reden und wohlthätig zu ſein, ſo wie es Bettler ſein können.

Eduard. Wie ſollte ichs dem guten Kinde übel nehmen. Vielmehr freue ich mich über ſein Zutrauen, und noch mehr über euch, daß ihr ihm lehrtet wohlthätig zu ſein; da ihr ſelbſt der Wohlthaten anderer bedürft. Aber ſagt mir; wo ſeid ihr denn her? und warum müßt ihr betteln?

Er. Das eine kann ich ihnen bald beantworten; aber das andre nicht.

Sie. Warum denn nicht? — Andre Menſchen haben uns zu Bettlern gemacht.

Er. Das wissen wir wohl Mutter, aber andre können das nicht sogleich einsehen, und denken demohngeachtet von uns, wie man von andern Bettlern denkt, daß sie größtentheils selbst schuld an ihrer Armuth sind. (Zu Eduard.) Wir kommen von der B...schen Gränze, ziehen schon seit einem halben Jahre im Lande herum und suchen Brod, — das heißt, wir suchen Arbeit um es uns verdienen zu können.

Eduard. Und habt ihr diese nicht gefunden? Ich sollte glauben, daß der, welcher nur arbeiten will, auch Gelegenheit dazu finden wird.

Er. Meine Marie sagte ihnen vorhin, daß wir ehrliche Bettler wären: wann sie nun das für wahr halten, so

werden ſie mir auch glauben, daß das, was ſie da ſagen, nicht immer geſchieht.

Eduard. Wie ſo?

Er. Ich rede aus Erfahrung mein Herr. Ueberall wo ich hinkam, und mich zur Arbeit anbot, hielt man mich theils für einen verdächtigen Menſchen, der nur einen Behelf haben wollte, um ungeſtört ſtehlen und betrügen zu können, oder ſich die Gelegenheit dazu abzuſehn; theils gab man mir für meine Arbeiten ſo wenig, daß ich dabei mit Weib und Kind hätte verhungern müſſen. Wäre ich allein geweſen, ſo hätte ich ausgehalten, wenn ich mir auch weiter nichts als Waſſer und Brod hätte verdienen können: aber der Bett-

ler hat ja auch ein Herz wie andre Menſchen. Mein Weib kann keine Arbeit verrichten, weil uns der liebe Gott den armen Wurm geſchenkt hat, den ſie pflegen muß, und Röschen iſt auch zur Arbeit noch zu klein; aber betteln können ſie doch, und darum bettle ich mit ihnen. Es kann freilich ſein, daß ich ſo unglücklich war, gerade vor die unrechten Thüren zu kommen.

Röschen. (Reicht Eduard gepflückte Blumen.) Da riech' einmal, das ſind Gänſeblumen und Kuckucksblumen und allerhand Blumen. Ich will dir ſie geben; aber du mußt auch meinem Vater und meiner Mutter nichts thun?

Sie. Du darfſt dich nicht vor ihm fürchten meine Tochter. (Zum Vater.)

Daß doch das Kind den Verwalter nicht vergeſſen kann, wie er dich ſchlug, weil du das Grabſcheit ſtatt der Hacke mitgebracht hatteſt.

Eduard. Nein liebes Röschen, ich thue weder dir, noch deinem Vater und deiner Mutter etwas zu Leide. Ich bin dir gut und danke dir für die Blumen. (Zum Vater.) Nun weiter lieber Mann. Wie ſeid ihr denn anfänglich in dieſe Umſtände gekommen? Oder ſeid ihr beim Betteln erzogen und geboren worden?

Er. Nichts weniger als das. Mein Vater und meine Mutter hielten mich zur Arbeit an, und ſagten mir allemal, wenn ich als Kind nachläßig und träge war, und ſie um ein Stück Brod bat:

im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen, spricht unser Herr Gott. Und meine Arbeit verstand ich schon im vierzehnten Jahr trotz allen jungen Purschen im Dorfe. Hier sitzt meine Marie, die ist mit mir aufgewachsen und kann mirs bezeugen.

Eduard. Ihr seid also auf dem Dorfe gebohren und erzogen worden?

Er. Ja. Meine Eltern wohnten in Dornbrück, das dem Herrn von Stierkopf gehört; hatten daselbst ein kleines Häuschen und einige Acker Land, wovon sie sich nährten. So lange der alte Herr lebte, ging es mit ihnen und den übrigen Unterthanen so ziemlich; wenigstens konnten sie sich doch eine oder ein paar Kühe halten und durften

nicht Salz und Brod eſſen. Aber nach ſeinem Tode, da der jetzige Herr das Guth annahm, da war die gute Zeit vorbei. Niemand konnte es ihm recht machen. Keiner kam früh genug zur Hofarbeit, und da gab es Schläge vom Voigt, vom Verwalter und vom gnädigen Herrn von Stierkopf ſelbſt. Der alte Herr hatte es den Unterthanen erlaubt, ſich an einem Tage in der Woche einiges Leſeholz zu holen, zu einer gewiſſen Zeit auf ſeinen Feldern für ihr Vieh Gras zu jäten, und zu einer andern aus einigen Teichen Fütterung zu holen: aber nach ſeinem Tode hörte das alles auf. Sie wiſſen ja wohl wie es geht, wenn die Unterthanen Leibeigene ihres Herrn ſind; denn ob

es gleich heißt, daß bei uns von dieser Gewaltthätigkeit nichts weiter übrig sei, als der Nahme, so wissen doch viele solcher Herrn ihre Herrschafft zu ihrem Vortheil zu vergrößern. Da die Wohnungen und das Feld der Unterthanen dem gnädigen Herrn eigenthümlich waren; so nahm er ihnen diejenigen Felder, welche sie bearbeitet und tragbarer gemacht hatten, und gab ihnen schlechtere. Ihre Wohnungen ließ er verfallen; da waren wenig Häuser, wo man eine trockne Stätte finden konnte, das mühsam erworbene Brod zu essen, und auf einem elenden Lager die matten Glieder zu erquicken *). — Einige Zeit

*) Da diese Geschichte in die bereits verflossenen Zeiten gehört; so können wir uns der

lebten meine Eltern in dieſen traurigen Umſtänden. Allein wie hätten ſie es lange aushalten können; da ihr Alter ſie ſchwach und elend machte und ſie nicht im Stande waren, durch übermäßige Arbeit ihr Brod zu verdienen?

Eduard. Konntet ihr ihnen denn durch eurer Hände Arbeit nicht das Leben erleichtern?

Er. Freilich hätte ichs gekonnt und eben ſo gern gewollt; aber weil

gegenwärtigen freuen, wo Menſchlichkeit immer mehr und mehr in ihrem wohlthätigen Lichte hervortritt, wo die Annäherung des Menſchen zum Menſchen ſichtbarer wird, und wo überhaupt die Rechte der Menſchheit von Obrigkeiten geltender gemacht werden.

ich gesund und stark und zu jeder Arbeit brauchbar war: so nahm mich der gnädige Herr auf den Hof, wo ich um Zwanglohn dienen mußte. Ich hätte gern meinen Eltern die Hälfte meines Lohns gegeben. Aber was hätten ihnen zwei Thaler genützt, da ich des Jahrs nicht mehr als viere bekam? Sie können leicht denken mein Herr, wie sehr ich weinen mußte, wenn ich das Elend meiner Eltern betrachtete! Hätten meine übrigen Geschwister noch gelebt, o da wäre es wohl gegangen.

Eduard. Habt ihr denn nicht das alles mit vernünftigen Gründen dem Herrn von Stierkopf vorstellen können?

Er. Daran hat es nicht gefehlt. Aber wenn ich etwas ſagte, ſo drohte er mir gleich mit den Soldaten, und da mußte ich noch froh ſein, daß er mich nur in der Nähe von meinen Eltern ließ. Kurz, in ein paar Jahren ſtarb mein Vater, und nun gab mir der gnädige Herr die Hütte, wo er gewohnt hatte. Ich war froh darüber, denn ich glaubte doch nun im Stande zu ſein, mit meiner Marie, die ich zum Weibe nahm, meine Mutter zu erhalten. Wir arbeiteten Tag und Nacht und waren ſo glücklich, unſre Mutter noch ein ganzes Jahr bei uns zu haben. Sie war kaum tod, ſo ſchenkte uns der liebe Gott unſre Tochter, die ſie hier ſehn, und ſo hatten

wir wieder neue Sorgen. Was man aber gern thut, pflegt man zu sagen, wird einem nicht sauer. Es vergingen Tage und Wochen und Jahre, und meine Marie brachte meinen Christoph zur Welt.

Sie. (Drückt das Kind an ihre Brust.) Ja dich, dich, du Unglückskind!

Er. Von dem Tage an war's, als wenn uns nichts mehr gelingen sollte. Unsre Arbeit war wenig gesegnet, die Witterung war schlecht, und meine Marie bekam obendrein das Fieber, welches sie ein ganzes Vierteljahr quälte. Gleichwohl mußte die Hofarbeit besorgt werden. Alles was ich konnte, that ich, um wenigstens meine beiden Ochsen zu erhalten, mit denen mein

Knecht täglich zu Hofe fahren mußte; aber wo hernehmen, da das Futter so äußerst gering war, und doch erhielt ich sie glücklich. Gerade in der zweiten Nacht, da das Fieber mein Weib verlassen hatte, und ich für Freuden kaum schlafen konnte, daß sie so ruhig schlief. —

Sie. Ach erzähle es nicht Vater, wir können es nun einmal nicht ändern.

Er. Laß mich doch Marie. Du siehst daß der Herr Mitleiden mit uns hat, und das macht mir Freude. Warum sollte ich ihm unser Unglück nicht erzählen? Nun hören sie also. — Gerade in der Nacht machen sich meine beiden Ochsen los, die der Knecht nicht

recht angebunden hatte, gehen fort und gerathen unglücklicher Weise in den herrschafftlichen Klee. In meinem ganzen Leben werde ich an das Schrecken gedenken, als ich sie den Morgen darauf nicht fand. Aber viel fehlte nicht, daß ich gar meinen Verstand verlohren hätte, da ich ihnen nachspürte und sie im herrschafftlichen Klee liegen sah — alle Viere von sich gestreckt. Sie werden vielleicht gehört haben, daß sich das Rindvieh sehr leicht im Klee zu Tode frißt? Wie unsinnig lief ich nach Hause, versuchte alles was sich nur denken läßt; aber meine Ochsen blieben tod. In einer Viertelstunde wußte es das ganze Dorf und auch der gnädige Herr. Da hätten sie sehen sollen, wie

mirs ging. Unbarmherzig ſchlug er auf mich los, ohne daß ichs vor Schrekken und Angſt fühlte. Ich wand mich vor ihm wie ein Wurm, bat und flehte um Gnade; aber es half nichts. Drei Tage und Nächte mußte ich bei Waſſer und Brod ins Hundeloch, und als ich wieder herauskam, wurde mir angekündigt, daß ich mit Weib und Kind aus dem Dorfe gejagt würde, wenn ich den verurſachten Schaden nicht zu Heller und Pfennig erſetzte. Am dritten Tage geſchah es; denn hätte ich auch den Schaden nach und nach vergüten können, ſo hatte ich doch nichts, um andre Ochſen für meine Hofdienſte kaufen zu können. Weib und Kind ſchrieen, da wir unſere Hütte und unſer Dorf

verließen, und mir war auch ums Herz, wie mir noch nie gewesen war. Aber Herr, da kann man recht sehen, was ein gutes Gewissen für ein Schatz ist, wenn man in Unglück stürzt, woran man nicht schuld ist. Wir waren kaum auf der Guthsgränze; (zur Mutter) — du weißt es Mutter, nicht weit vom Wilsdorfer Gehege, — so wurde mir auf einmal leicht ums Herz. Ich hätte flugs springen mögen; so wohl wurde mir. Ich trug meine Tochter auf dem Arm und mein Weib kam mit meinem Christoph hinterdrein. Mir fiel das Lied ein, das meine Mutter gewöhnlich zu singen pflegte: Was Gott thut, das ist immer gut, — und so ging's vorwärts in die weite Welt hinein."

Hier hätte einer der beſten Künſtler gegenwärtig ſein ſollen, um die ruhige Miene, den heitern Blick, die Züge der Gottergebenheit und überhaupt die Freudigkeit, welche ſich über ſein Geſicht verbreitet hatte, mit einem getreuen Griffel zu zeichnen. Eduard fühlte ſich tief gerührt, drückte ſeine Hand, dankte ihm für ſeine Erzählung und fuhr fort:

„Aber ſagt mir doch lieber Mann, wie es kommt, daß ich euch noch jetzt bei Frölichkeit und gutem Muth antraf? Ich gebe zu, daß ihr damals bei eurer Auswanderung den Gedanken haben konntet, daß ihr es beſſer finden würdet, und nicht länger der harten Behandlung eures Herrn ausgeſetzt ſein

dürftet: aber wo findet ihr jetzt eine Quelle des frohen Muths, da ihr von Mühseligkeit und Armuth belastet, das Brod an den Schwellen eurer oft hartherzigen Brüder suchen müßt?

Er. Ja freilich lieber Herr, da würde ich niemals fröhlich werden, wenn ich immer daran dächte, daß ich ein Bettler bin. Allein das thue ich nicht. Ich habe ja meine Marie bei mir, die ihr Wort redlich hält, was sie vor dem Altar gesagt hat, daß sie Freud und Leid mit mir theilen will. Ich darf's ihnen nicht erst sagen, wie es in mancher Ehe aussieht, wo Mann und Weib nichts als Freude mit einander theilen dürften, denen der liebe Gott alles gegeben hat, was sie brauchen,

wo Reichthum und Ueberfluß iſt. Und da muß ich mich doch wohl freuen, wenn ich denke, daß ich ein redliches Weib habe? Hab' ich nicht auch ein paar geſunde liebe Kinder? — Freilich weine ich bisweilen, wenn ſie auf dem harten Boden in elenden Lumpen da liegen und ſchlafen, weil mich's jammert, daß ſie gleich in ihrer frühſten Jugend alles Ungemach mit mir tragen müſſen: aber ſie ſchlafen doch — und wenn ſie wieder aufwachen, wenn mein Röschen um mich her hüpft und mein Chriſtoph mich anlacht, da vergeſſe ich mit ihnen mein Unglück. Trifft ſich's, daß ich eine barmherzige Seele finde, die mir mehr giebt als ich denke: o lieber Herr, was für ein ſonderbarer

Mensch müßte ich sein, wenn ich mich nicht darüber freuen wollte? Heute zum Beispiel haben wir zwei gute Menschen gefunden, der eine sind sie, weil sie sich nicht schämen mit einer Bettlerfamilie zu reden, — weil ich's ihnen an den Augen ansehe, daß sie Mitleiden mit uns haben; und die andre gute Seele war die Gastwirthin in dem Dorfe, welches dort unten im Thale liegt. Sie gab uns freie Herberge, umsonst zu essen und zu trinken, und da wir fortgingen, hatte sie ein Bündel Kleidungsstücke zurecht gemacht, welches sie meinem Weibe in den Korb warf. Wie ich mich bedanke, drückt sie mir noch obendrein ein blankes Achtgroschenstück in die Hand. (Zur Mutter.)

Marie, weiſe doch dem Herrn die hübſchen Sachen. (Sie hebt den umgeſtürzten Korb auf.)

Sie. Da ſehn ſie; der ſchöne Pelz für mich; der Bruſtlatz für meinen Mann; und die Kappen für meine Kinder. Sie ſollten ſie nur drinn ſehen. Vorhin hatte ich ſie angezogen; o ich kann's ihnen nicht ſagen, wie die Lämmerchen drinn ausſahen. Ich hätte ſie nicht erkannt, wenn ich's nicht gewußt hätte, daß ſie es wären. Das Kinderbettchen gab ſie uns auch noch.

Er. Nun was ſagen ſie dazu? Können ſie ſich wohl wundern, daß ſie uns frölich und vergnügt antrafen? Mein Junge ſieht ja aus wie ein Prinz, wenn er auf dem Bettchen ſitzt. Setz

du ihn doch wieder drauf Mutter, daß es der Herr recht sehen kann.

Röschen. (Welche sich entfernt hatte, kommt gelaufen.) Binsen, Vater, Binsen! Mach' mir ein Körbchen, ein Henkelkörbchen, — so groß wie ich!

Er. Wozu willst du es denn haben?

Röschen. Ich will's Herrn Eise geben. (Auf Eduard zeigend.) Er hat dir doch nichts gethan?

Er. Das ist ja nicht Herr Eise. (Zu Eduard.) Sie haben gerade so einen Rock an, wie unser Verwalter, und da denkt sie, sie könnten doch wohl Herr Eise sein, oder wenigstens das thun, was er that; denn das kann sie nicht vergessen. Oft wenn sie am besten

ſchläft, fährt ſie auf, fällt mir um den Hals und ſchreit: nein nicht ſchlagen, Herr Eiſe — nicht ſchlagen.

Eduard. (Nimmt Röschen bei der Hand.) Fürchte dich doch nicht gutes Kind, ich habe ja deinen Vater und deine Mutter lieb. — — Aber ich muß fort lieben Leute. Nehmt vor der Hand dieſe Kleinigkeit und ſagt mir euren Nahmen.

Er. Ich danke ihnen herzlich für ihre Gabe. — Siehſt du Mutter, wieder eine Freude mehr! — Mein Nahme iſt Martin Stange.

Eduard. (Schreibt ihn auf.) Eure Erzählung lieben Leute hat mich innig gerührt, und eure Redlichkeit, von der ich glaube, daß ihr ſie nie verläugnen

werdet, hat mich für euch eingenommen. Ich will hineilen und einen Versuch wagen, ob ich euch Brod und Unterhalt verschaffen kann. Geht indessen in das nächste Dorf nach Brachenheim zu der wohlthätigen Wirthin zurück, wo ich euch von meinen Verrichtungen Nachricht geben werde.“

Dem alten Herkommen gemäß, wäre diese Stelle zu einem romantischen Gemählde sehr geschickt, um darzustellen, wie Martin Stange, sein Weib und seine Kinder sich zu Eduards Füßen geworfen, wie sie seine Knie mit Thränen benetzt und wie er — trunken von ihrem stummen Entzücken, sich von ihnen losgewunden habe. Allein die Wahrheit der Geschichte erlaubt es

nicht, mehr darzuſtellen als was wirklich geſchah. Mit einem: „ach Gott, wenn ſie ein Unterkommen für uns fänden,“ — mit einer froh hoffenden Miene und mit einem Auge, aus dem ſich eine ſüße Thräne drängte, ergriff Martin Eduards Hand. Marie welche lauter weinte, ergriff ſeine andere, hielt ihm den Stammler auf ihrem Arme dar und rief: „Gieb ihm auch deine Händchen mein Chriſtoph;“ und Röschen zupfte ihm am Rock und ſagte: „mein Vater ſoll dir gleich das Henkelkörbchen machen.“ — Eduard fühlte und ging.

Ein Mann von gutem Herzen, von ſchlichtem und geſundem Verſtande und bereichert mit Kenntniſſen, welche in

der Anwendung die beſten Vortheile gewähren, war der Gärtner des Miniſters von Blachſtädt. Mit dieſem unterhielt ſich Eduard oft, wenn es theils die Witterung, theils ſeine Geſchäffte nicht erlaubten, an den Ergötzungen der freien Natur Theil zu nehmen, da der Garten des Miniſters nicht weit von Eduards Behauſung entfernt lag. Erſt geſtern hatte er gehört, daß ihm der eine von ſeinen Gartenknechten geſtorben wäre und er nun in Verlegenheit ſei, wo er einen treuen und fleißigen Arbeiter wieder finden könnte. Dies fiel ihm nachgerade bei Martin Stanges Erzählung ein, und die Hoffnung lebte ſogleich bei ihm auf, dieſe arme Familie hier unterzubringen. Sein

Auge hing daher itzt an keinem Gegenſtande mehr, den ihm die Natur anbot, er hörte nicht die Geſänge der Hainbewohner, nicht das Geſchwätz des Bachs; und unbemerkt ließ er die duftenden weißen Kuckucksblümchen zur Seite des Weges ſtehen, die er ſonſt gern in ein Bündel ſammelte. Seine Seele war voll von dem Gedanken und dem Wunſche: „wenn du ihnen helfen könnteſt!“ — zu dem ſich der Zweifel geſellte: „wie wenn der Gärtner ſchon einen andern angenommen hätte? was thäteſt du dann?“ Und bei dieſen ſchwankenden Begriffen ſtand er bald am Eingange des Gartens. Haſtig frug er den Sohn des Gärtners, den er hier fand, nach ſeinem Vater,

erfuhr von ihm, daß er in der neuen Heckenanlage rechter Hand wäre; hörte aber nicht auf die Warnung und Bitte, daß er etwas behutsam sein und durch den neuen Bogengang gehen möchte. Er nahm den nächsten Weg, traf hier ein köstlich geschmücktes Frauenzimmer an, welches ein Kind führte, und einen Herrn, dessen Anzug seinen nicht gemeinen Stand verrieth. Eduard hielt sie für weiter nichts, als für vornehme Leute, und lächelte bloß einige Augenblicke über das Haargekräusele des Herrn, welches nach Maaßgabe seiner Bewegungen, einem Wetterhahn ähnlich durch den Wind hin und her getrieben wurde. Itzt stand er vor dem Gärtner.

„Haben ſie ſchon einen andern?“

„Was meinen ſie denn Herr Bell„torf?“

„Ich meine ob ſie ſchon einen an„dern Gartenknecht angenommen ha„ben?“

„Ja ſo! — Nein noch nicht. Im „Vorſchlage habe ich ihrer zwar ge„nug; aber die Wahl, die Wahl iſt „ſchwer.“

„Alſo werden ſie ihn wohl annch„men?“

„Ich weiß nicht wie es kommt, „Herr Belltorf; ſie reden ja heute ſo „unbeſtimmt. Haben ſie etwa auch „einen im Vorſchlage?“

„O einen lieben Mann, den die Ehrlichkeit aus den Augen ſtrahlt; den

die Unmenſchlichkeit ſeiner Mitbrüder mit Weib und Kind der Dürftigkeit preiß gab, unbekümmert welchen Tod er ſterben werde; der zum Bettler herabgeſetzt, vergeblich Arbeitsliebe nährt; und welcher demohngeachtet, vermöge ſeines guten Gewiſſens und ſeiner Genügſamkeit auch im Stande des Bettlers Freuden genießt, wonach vergebens der reiche Praſſer ſich ſehnt.“

„Wenn ich ſie recht verſtanden ha„be; ſo iſt es ein Bettler mit Weib „und Kind, den ſie mir vorſchlagen? „Hm! das iſt eine bedenkliche Sache. „Viele werden Bettler, um nicht arbei„ten zu dürfen, und verwerfen jede „Arbeit die man ihnen anbietet, weil „ſie bei trägem Müßiggange ſich an-

»genehmer befinden. Dies ſcheint mir »bei ihrem Bettler auch der Fall zu »ſein, weil ſie von ihm ſagen, daß er »in ſeinem Zuſtande dennoch Freuden »genieße.«

»Sie urtheilen zu frühzeitig; denn ich wette, wenn ſie Martin Stangen hören und ſehen, ſo ändert ſich ihre Meinung. Er iſt kein gewöhnlicher Bettler und hat Luſt zur Arbeit, zu welcher er von Jugend an erzogen und angehalten worden iſt, und nur wegen vieler menſchlichen Vorurtheile, zum Theil auch wegen gegründeter Beſorgniſſe davon ausgeſchloſſen bleibt. Was ſeinen Frohſinn betrifft, ſo iſt er kein Beweis von Leichtſinn, oder von einem Wohlgefallen am Müßiggange; viele

mehr beweißt er die Reinheit ſeines Gewiſſens und dient ihm zur Empfehlung, daß er bei einem geringen Einkommen zufrieden ſein wird.“

„Gut, — damit ſie ſehen, daß ihre „Worte Gewicht bei mir haben, und „ich bereitwillig bin, meinem leidenden „Mitbruder zu helfen, wenn er Hülfe „verdient und ſie nicht ſelbſt ſchnöde „von ſich weiſt: ſo mag der Mann „zu mir kommen. Ich will einen Verſuch mit ihm machen, und finde ich „ihn zur Arbeit brauchbar und treu; „ſo will ich ihn annehmen, er mag her „ſein woher er will, mag Bettler oder „ſonſt etwas geweſen ſein: denn die „Wahl hat mir der Miniſter ganz allein „überlaſſen.“

(Eduard ergreift ſeine Hand.) „O tauſend Dank, lieber Freund! Da ich dieſe Verſicherung von ihnen habe; ſo iſt es ſchon ſo gut als gewiß, daß Martin Stange Gartenknecht bei ihnen wird. — — Leben ſie wohl. In kurzer Zeit ſoll er bei ihnen ſein.“

„Warum eilen ſie denn ſo? Es „kommt ja auf eine halbe Stunde eher „oder ſpäter nicht an. Genug ich „halte mein Wort.“

„Aber die Freude, lieber Freund, welche ich durch meine Nachricht der armen Familie machen werde, iſt zu groß, als daß ich ſie aufſchieben ſollte. Ich komme wahrſcheinlich in Begleitung des Mannes zu ihnen zurück.“

„Das kann wohl ſein; aber wenig=
„ſtens müſſen ſie doch das in Augen=
„ſchein nehmen, was ich ihnen viel=
„leicht in einer halben Stunde nicht
„zeigen kann.“

„Haben ſie neue Sämereien erhal=
ten?“

„Auch das; aber dieſe meine ich
„nicht. Sehn ſie mir's denn nicht an,
„daß ich nicht in meinen Alltagskleidern
„vor ihnen ſtehe?“

„Ja ich ſehe, daß ſie ein neues
grünes Jäckchen, einen neuen Wachs=
hut und gelbe Beinkleider tragen. Nun
und warum?“

(Näher an's Ohr.) „Ich habe heute
„einen gar vornehmen Beſuch im Gar=
„ten! Haben ſie ſie nicht im großen

„Gange geſehen? Rathen ſie ein„mal?“

„Vielleicht der Miniſter Wächter„hauſen?“

„Ei nicht doch. (Heimlich.) „Die „gnädigſte Prinzeſſin mit ihrer Hofmei„ſterin und einem Kammerjunker.“

„Das Kind dort, welches an der Hand des vornehmen Frauenzimmers geht?“

„Ganz recht. Gleich nach Tiſche „meldete mir ein Laufer, daß die gnä„digſte Prinzeſſin aus der Reſidenz „kommen und ſich eine Landluſt machen „würde.“

„Wenn ich das gewußt hätte; ſo würde ich ſie genauer beſehen ha„ben.“

„Sie können's noch. Kommen sie,
„ich will sie dort um jene Hecke füh-
„ren, da können wir sie unbemerkt
„sehen.“

Sie gingen beide und stellten sich so, daß sie sowohl das Vorhaben der Prinzessin, als ihrer Begleiter bemerken konnten.

„Ist es nicht ein allerliebstes Kind?
„Gott erhalte es doch dem fürstlichen
„Hause recht lange gesund und wohl.
„Sehn sie nur, wie munter der kleine
„Engel ist.“

„Es ist wahr; ein liebes Mädchen! Aber warum hindert sie denn die Hofmeisterin? Warum soll sie denn die Steinchen nicht lesen? Wie sie so bedenklich an ihr hinaufblickt.“

„Sie ſoll die Handſchuh nicht ſtau„bicht machen.“

„Da hätte man die Prinzeſſin nicht hierher bringen ſollen. Sagten ſie nicht, daß der Laufer gemeldet hätte, — ſie wollte ſich eine kleine Landluſt machen? Wozu hat ſie denn die Handſchuh? — Sind denn die Handſchuh der Hände wegen, oder die Hände der Handſchuh wegen da?“

„Ja das iſt nun nicht anders; ſie „ſoll ſchöne Hände bekommen, und da „muß alles vermieden werden, was ih„nen nachtheilig ſein könnte.“

„Dadurch entgeht ihr aber ein groſſer Theil der Freuden, welche ihr die Natur anbietet. Die Hände ſind ja die Werkzeuge des Körpers.“

„He, he, he, ſehn ſie nur, das iſt „allerliebſt. — Die Hofmeiſterin und „der Kammerjunker können nicht nach! „Die Kleider, die Feder und ihre „Haare würden auch ſchön ausſehen, „wenn ſie ihr ins Gebüſch nachkriechen „wollten. Horchen ſie nur, wie die „kleine Maus lacht! Und wie die bei„den da ſtehen und ſie bitten hervor zu „kommen! Wie pfiffig! Sie war weg, „eh' ſie ſich's verſahn.“

„Ha da kommt ſie, da kommt ſie! Der ganze Kopf voll Blüthen, Blätter und Baumnadeln und die Hände voll Gras! — Das gute Kind! — Wie ſie ſich freut!“

„Nun werden die Handſchuh gut „ausſehen! Wo läuft denn der Kam-

„merjunker hin? — — — Ah ſieh „da, — die Kammerdienerin muß kom„men! — — “

„Sie will nicht ſtill halten und die Blüthen und Blätter ſind noch lange nicht aus den Locken. Ein paar andere Handſchuh waren wohl bald angezogen. — Richtig, weg war ſie wieder. Was hat ſie denn? — Einen Käfer. — Wahrhafftig — auch den muß ſie wieder wegwerfen. — — “

„Ja, ja — meine gute Hofmeiſte„rin, du ſollteſt nur ein halbes Stünd„chen hier in meinem Garten mit dei„ner Schnürbruſt jäten; da würdeſt „du erſt recht die Hände in die Seiten „ſetzen. — Ich kann's ihr freilich „leicht glauben, daß ihr der Rücken

„von dem langen Bücken weh thun „mag, zumal da ſie in den Kleidern „ſteckt, wie eingenäht.“

„Der Kammerjunker mag wohl auch ſo etwas fühlen. Er rückt ſich hin und her und ſchnellt den Puder vom Kleide, der ihm beim Bücken vom Kopfe gefallen iſt. — — Nun iſt ja die Kammerdienerin mit Ableſen fertig. Jetzt kommt die Kleine gerade auf uns zu.“

(Der Gärtner greift haſtig nach Eduards Arm.) „Ich bitte ſie, wie ſieht die „Hofmeiſterin im Geſicht aus! Wie „erhitzt! Hätte ſie ſich nur heute nicht „geſchminkt; denn die Kunſtfarbe und „ihre jetzige natürliche Röthe widerſpre„chen einander und geben einen widri„gen Anblick.“

„Ja wohl! Und die Sprünge, welche der Kammerjunker um die Prinzessin macht; wie unnatürlich sind sie, wie steif! Der Haarbeutel fliegt von einer Seite zur andern, wie die Unruh an der Uhr, und die Haare sträuben sich einer Wiedehopfskrone gleich. Demohngeachtet scheint die Prinzessin nur wenig auf seine Sprünge zu achten, sie hat ihre Augen immer wo anders.“

Jetzt brach der Gärtner auf einmal in ein solches Gelächter aus, daß sie sich beide, um sich nicht zu verrathen, plötzlich entfernen mußten. Des Gärtners Kinder hatten zufälligerweise am vorigen Abend auf der Stelle, wohin itzt die Prinzessin kam, sich mit Kletten geworfen, wovon ein solcher Klettenball

ihr ins Auge fiel. Sie ergriff haſtig den Ball und warf ihn gerade auf die ſchöne Haarkrone des Kammerjunkers, welcher vor ihr umher hüpfte. Der Ball ſaß ſogleich veſt, zog das ganze zierliche Gebäude mit ſich vorwärts ins Geſicht, und brachte den Kammerjunker — vie leicht zu erachten, in nicht geringe Verlegenheit.

Noch eine gute Weile mußte der Gärtner über den Vorfall lachen und auch Eduard mußte ihm Geſellſchaft leiſten. Indeſſen erinnerte er ſich nachgerade ſeiner armen Familie, bat den Gärtner noch einmal, ſeine Hoffnungen nicht zu vereiteln, und da dieſer ihm aufs neue verſprochen hatte, nach Unpartheilichkeit und Recht zu urtheilen

und zu wählen; so trennte er sich eilig von ihm.

Unterweges waren ihm gleichwohl seine frohen Hoffnungen kein Hinderniß, über seine heutigen Beobachtungen, welche sich so sehr widersprachen, nachzudenken.

„Röschen, die Tochter des Bettlers und die Prinzessin, die Tochter des Fürsten — beide sind menschliche Wesen, — beide fühlen gleiche Bedürfnisse und die Anzüglichkeiten der Natur; fühlen den Beruf — froh auf dieser Erde zu sein. Aber wie verschieden ist die Richtung, welche man ihnen giebt, ihren Frohsinn zu äußern! Röschen konnte frei und ungehindert, ohne die Handschuh zu ver-

unreinigen, denn sie hatte keine, Blumen und Kräuter sammeln, und sie über Vater, Mutter und Bruder werfen; Röschen konnte, ohne Gefahr die Kleider zu verderben, aus dem Quellenbach Wasser schöpfen und ihre keimende Wohlthätigkeit an den Tag legen; sie konnte Binsen zu einem Körbchen abrupfen: aber die kleine Prinzessin? Auch die bunten Kieselsteine, die ihr ins Auge fielen, durfte sie nicht aufleſen!“

„Um ihr Kind, — um ihren Christoph drängte sich Vater und Mutter, und überließen sich ungehindert durch menschliche Vorurtheile, ihren Gefühlen und Empfindungen. Voll mütterlicher Zärtlichkeit hielt die Mutter den kleinen Götzen ihrer Liebe, auf dem umgestürz-

ten Korbe oder drückte es ſanft an ihren Buſen; freudig hüpfte der Vater, ohne Zwang und Beſorgniß, ob er ſeine Füße der edlen Tanzkunſt gemäß ſpielen laſſe, um ſein Kind, riß es ungeſtüm und ſtolz auf den Vaternahmen an ſeine Bruſt, oder überließ ſich den Tändeleien ehelicher Liebe. Wie viel anders aber war das Benehmen derer, welchen die Fürſtentochter anvertraut war? Nur erborgt waren die Aeußerungen der Zärtlichkeit und entlehnt die künſtlich abgemeſſenen Liebkoſungen, zu welchen nicht ihr Herz ſie hinzog, ſondern das höfiſche Verhältniß, in welchem ſie gegen die Tochter des Fürſten ſtehen. Welchen Zwang fühlten ſie in ihren Gewändern, die theils die Hoheit

ihres Standes, theils der Umgang mit dem Sprößling des fürstlichen Hauses, theils auch ihre eigne Eitelkeit zu tragen ihnen gebietet. Ihre Beschäfftigungen waren nicht Ausbrüche ihres Frohgefühls, nicht ein Lohn erlittener Schmerzen und schlafloser Nächte; sondern sie waren eine gedungene Arbeit, von welcher sie sich weg sehnten, und eine lastende Bürde. — O Menschheit, wohin verlierst du dich in deinen Vorurtheilen! Wohin verleiten dich die angenommenen Sitten der Zeiten! Wie beugst du dich unter das Joch der Gewohnheiten! Wie sehr hängst du von den verschobenen Begriffen von Hoheit und Würde, vom Unterschied der Stände und Menschen und von den Vorstellungen ab, welche

du dir vom Anſtändigen und Unanſtändigen machſt. — Theilte die Natur nicht auch dem Fürſten ein Vaterherz mit? Senkte ſie nicht auch in das Herz des Weibes, welchem eine Fürſtenkrone zu Theil wurde, das Muttergefühl, das in derjenigen liegt, welche an der Seite ihres Mannes den Bemittelten um ein Stück Brod zur Sättigung bittet? — Und ihr, ihr Großen der Erde, ſeht euch genöthigt, taub gegen die Stimme der Natur zu ſein! Eure Hoheit würde einen Fleck erhalten, wenn ihr dem Rufe derſelben folgen wolltet; wenn ihr die ſüßen Laute des Kindes mit trunknem Ohre vernähmt, das in euch ſeine Eltern erblickt; und in demſelben die Anregungen der Natur zur ſchuldloſen Freu-

de ſelbſt mit zärtlicher Theilnahme zu berichtigen und für ſein künftiges Leben zu beveſtigen ſuchtet! Doch was ſage ich — ihr Großen. Seid nicht auch ihr, meine nähern Brüder, von dieſen Vorurtheilen geblendet? Wie viele Mütter, ſelbſt im niedern Bürgerſtande, werfen den Säugling, der itzt kaum dem Lichte des Himmels erwacht iſt, an die Bruſt einer gedungenen Mutter, weil ſie eine Entſtellung ihres Buſens befürchten; weil ſie ſich den ſüßen Laſten einer Mutter nicht unterziehen mögen; weil es einen beſſern Nahmen hat, das Kind ſeines Leibes einer gedungenen Perſon zu überlaſſen; weil ſie bei den Beobachtungen der Geſetze der Natur ſich gewiſſen ſinnlichen Vergnügungen entzie-

hen müßten, oder weil sie wirklich zufolge ihres verflossnen Lebens sich zu schwach fühlen, die Pflichten einer Mutter vollkommen zu erfüllen. Welche von euch soll ich glücklicher nennen? Seid ihr's, ihr Großen und Begüterten; oder ihr, welche der Stimme der Natur gehorchen? Ich lasse es unentschieden. Euch Reichen möge der Besitz zeitlicher Güter einen immerwährenden Wechsel sinnlicher Freuden vermitteln, damit ihr nicht mitten im Genuß derselben aus Ueberdruß gähnen müßt: euch aber, welchen der Besitz des Reichthums versagt wurde, gebe die Gottheit nicht mehr als Nahrung und Kleider, damit ihr eurer einfachen und reichhaltigen Freuden nicht verlustig werdet!«

Dieſe und ähnliche Gedanken begleiteten ihn bis Brachenheim, wo er die arme Familie verabredetermaaßen antraf. Martin Stange kehrte ſtehenden Fußes mit ihm zum Gärtner zurück, bei dem er die Probe mit ſo glücklichem Erfolg ablegte, daß er bald mit Weib und Kindern als Gartenknecht angeſtellt wurde. Nie vergaßen ſie, was Eduard an ihnen gethan hatte; aber auch dieſer vergaß nie ſeinen Vorſatz — genügſam zu ſein, und in den einfachſten Mitteln die Quellen ſeiner reinſten Freuden zu ſuchen.

Das Gerücht der Grünlinge.

Ein ländliches Familiengemählde.

„Sieh' mich an, Dorchen, — sieh' mich an! Du weißt, daß mirs nicht entgeht, wenn du so still vor dich hingehst und dir Beschäfftigungen machst, um nur deine Augen vor mir zu verbergen. Findest du denn meine Trostgründe nicht wahr? Mußt du nicht allemal sagen: ja Vater, sie haben recht? (Er wendet ihr Gesicht am Kinn gegen sich und sieht die stillen Thränen von der Wange gleiten.) Da haben wir's; wieder geweint. Tochter, — warum? Werden denn dadurch unsre Umstände ver-

bessert? Geht nicht ein Tag mit dem andern hin? Und — Dank sei dir gu-ter Vater im Himmel, — noch an kei-nem Abende haben wir uns hungrig zu Bette legen dürfen. Da sieh' doch, eins, zwei, drei, vier Uhren! Wie lange werde ich darüber zubringen, so sind sie fertig, und dann bekommen wir wieder Geld, ehe noch das zu Ende geht, was du für deine fünf Stück Garn erhalten hast. Ich will doch nicht hoffen, daß du wieder an — —"

„Ach Vater, ich habe ja lange „nicht geweint; heute aber — heu-„te — —"

„Und warum denn gerade heute? Ist denn der heutige Tag nicht schön?

Die Sonne — lacht sie nicht so freundlich? Kein Wölkchen steht am Himmel. Es rührt sich kein Lüftchen. Laß es auch sein, daß die Herbsttage nahe sind; wir haben ja ein Fuder Holz.“

(Dorchen verbirgt ihr Gesicht an seiner Brust.) „Vater, vergeben sie mir! (Sieht wehmüthig lächelnd an ihm hinan.) „Nicht wahr, ich weine nicht mehr? „Aber sie sagen ja selbst, daß bei uns „Mädchen die Empfindungen weit reg„samer sind, als beim männlichen Ge„schlecht; daß gewisse Eindrücke weit „lebhaffter auf uns wirken: wie leicht „kommt da nicht eine Thräne ins Au„ge, eh' man sich's versieht? — Ich „will nicht mehr weinen Vater, — „nicht mehr.“

„Du haſt alſo doch an ihn gedacht? Hat vielleicht Joſeph dich an ihn erinnert?“ —

„Nein. Ich dachte weder an die „Stadt, noch an ihn, noch an unſer „Unglück: aber da ich jetzt am Berg„brunnen Waſſer holte, da ſah' ich die „Backöfen rauchen. Hoch in die Luft „ſtieg der Rauch und wälzte ſich über „das Dorf her, in dem alles beſchäfftigt iſt mit Vorbereitung auf die kom„menden Tage. Man lief mir hie und „da ſchon mit dem Kuchen entgegen, „und ſah dabei ſo heiter und vergnügt „aus, daß er gerathen war. Die Kin„der hüpften frölich auf dem Dorfe „umher, hatten faſt alle ein Stück Ku„chen in der Hand und riefen einander

»zu: Morgen iſt Kirmß! Morgen
»kommt meine Pathe! Morgen eſſen
»wir Schwarzfleiſch und Klöße! und
»dergleichen mehr. Und da lieber Va-
»ter, da wurde ich bewegt. Wir ha-
»ben nichts, dachte ich, nicht ein hal-
»bes Maaß Waitzenmehl, um einige
»Pfannkuchen zu backen; nicht eine
»Kanne Bier auf den morgenden Sonn-
»tag zum Mittagsmahl. Wie ſo gern
»machte ich meinem Vater eine heimli-
»che Freude; aber wo nehme ichs her?
»Mein erſponnenes Geld brauchen wir
»ja zu Brod und Holz, und Joſeph
»geht zum folgenden Winter noch ſo
»dünne gekleidet. Gerade wie ich ſo
»dachte, kam mir Joſeph entgegen und
»rief mir zu: Mutter, giebſt du mir

„keinen Kuchen? Iß du doch auch;
„und sah sehnend nach den Kindern, die
„in der Sandgrube spielten, wie es
„ihnen so gut schmeckte. Da ich mit
„ihm durch Walters Hof ging, sah' ihn
„das gutmüthige Weib des jungen
„Wirths und bemerkte seine Lüstern-
„heit — vielleicht auch meine Weh-
„muth. Josephchen, rief sie ihm zu,
„willst du nicht auch ein Stückchen
„Kuchen haben? Sie gab ihm, er
„starrte freudig sein Geschenk an; aber
„er aß nicht, sondern reichte mir es
„hin. Da Mutter, sagte er, und mit
„den Worten: nun haben wir Kuchen, —
„Kuchen haben wir! hüpfte er frölich
„vor mir her. Da war's Vater, wo
„mir Thränen ins Auge traten. Ich

„gab dem Knaben den Kuchen zurück,
„er ſetzte ſich damit auf den Stein un-
„ter die Linde an unſerer Pforte und
„ich ging mit dieſen wehmüthigen Em-
„pfindungen ins Haus.“

„Ich verkenne dein gutes Herz nicht meine Tochter. Vielmehr danke ich dir für deine Liebe, mit der du an mir hängſt: und eben ſo wenig tadle ich dein Muttergefühl, das ſich aufgeregt hat. Es wäre freilich gut, wenn du dich heute mit den andern Bewohnerinnen des Dorfs beſchäfftigen könnteſt, um einige Tage vor den andern auszuheben. Es wäre gut, wenn wir in dieſen Tagen uns der Gaben Gottes freuen und unſre gewöhnlichen Geſchäff-

te könnten ruhen lassen. „Ja es würde unserm Herzen wohlthun, wenn wir einen biedern Freund, oder einige redliche Anverwandten einladen und den Genuß unserer Freude mit ihnen theilen könnten: aber bedenke auch, mein Dorchen, daß da nicht immer wahre Freude zu finden ist, wo wir von aussen Spuren zu finden glauben. Bedenke, daß viele nur aus Zwang oder andern Absichten sich erscheinen; oder daß sie durch Uebermaaß ihn theils selbst verbittern, theils einen Saamen zu verschiedenem Nachtheil in ihn legen. Du hast die Backöfen alle rauchen gesehen, glaube aber, daß mancher ungeheizt geblieben wäre, wenn man sich nicht genöthigt sähe,

es zu thun, weil man da und dort zur Kirmß geweſen iſt. Wie viele werden zu dieſem Genuß borgen, ohne hernach zu wiſſen, wie ſie es wiedergeben ſollen? Wie viele andere werden mehr auf die Geſchenke rechnen, welche die Gäſte ihren Kindern mitbringen ſollen; als auf den Genuß der reinen und uneigennützigen Freundſchaft? Und — dies alles ungerechnet, — wie viele werden ſich bei dem Genuß dieſer Tage die nöthigen Gränzen zu ſetzen wiſſen? Was ſie daher in dieſen Tagen gewinnen, das wird ihnen dann an denen abgehen, die auf ſie folgen. — Sei alſo ruhig mein Kind. Wir genießen ja auch, obgleich dieſer Genuß nicht unſern Gaum und überhaupt un-

sern Körper kitzelt. Unser Geist hat ihn und unser Gewissen.“

„Ja Vater, — ja ich fühle diesen „Genuß, und er ist mir um desto sü„ßer, weil ich ihn an die Stelle dessen „setze, den ich entbehre und entbehren „kann.“

Joseph, der seinen Kuchen genossen hatte, trat itzt in die Stube. Er sprang zu seiner Mutter und sagte: „Essen wir denn morgen auch Schwarzfleisch?“ und zu dem Alten, indem er seine Knie umfaßte und an ihm hinaufsahe: „Großvater! nicht wahr, die Klöße schmecken gut? Sag's doch der Mutter, daß sie Klöße macht.“

„Wir wollen sehn, mein Sohn, was uns Gott morgen beschert. Wenn wir

auch nicht Klöße und Schwarzfleisch haben, so soll dirs doch recht gut schmecken.“

Der Alte setzte seine Brille auf und fing an die Uhren aus einander zu nehmen. Er hatte die Gewohnheit bei seinen Arbeiten, mit verschlossenen Lippen einige Lieblingstöne zu summen, so wie andere bei ihren Arbeiten zu pfeifen pflegen; und dies that er auch jetzt. Dorchen saß auf der Ofenbank und legte sich einen neuen Rocken an. Joseph aber war angewiesen, das in Unordnung gerathene Holz unterm Kamin wieder zu schichten.

Es entschlüpfte keinem von ihnen ein Wort, und so verging beinahe die Zeit einer Viertelstunde. Die Ursache

dieſes Stillſchweigens lag in der Beſchäfftigung mit ſich ſelbſt eines jeden von ihnen. Der alte Vater, ohnerachtet er ſeiner Tochter Vorſtellungen gethan hatte, ihre Empfindungen zu unterdrücken und in ſich ſelbſt einen Erſatz für die Entbehrung des ſinnlichen Genuſſes zu finden, konnte ſich doch des Gedankens nicht enthalten, daß ſeine Armuth drückend ſei. „Ich habe mancherlei Erfahrungen gemacht, dachte er, ich bin alt, meine Begierden nach dergleichen Dingen ſind abgeſtumpft: aber nicht ſo kann es bei meiner Tochter ſein, und noch weniger bei dem ſinnlichen Kinde.“ — Dorchen bemühte ſich die Bilder, welche ihre Empfindungen erweckt hatten, mit andern ernſthaften

zu vertauſchen; aber es wollte ihr nicht recht gelingen. Immer kamen ihr wieder die frohen Kinder des Dorfs mit dem Kuchen in der Hand vor die Seele. — Joſeph endlich, der ſich auf die Diele geſetzt hatte, dachte an ſeinen genoſſenen Kuchen und legte die Hölzer, eh' er ſie in die Schichte untern Kamin brachte, gewöhnlich erſt in ein ſolches Dreieck, welches die Größe und Form deſſelben hatte.

Tritt unter ſolchen Umſtänden, in denen jetzt der Alte war, ein Gedanke lebhafft vor die Seele, deſſen Seiten alle einen gewiſſen Reitz haben, und der Ausführbarkeit fähig ſind; ſo ergreifen wir ihn mit einer Freudigkeit, die uns hindert, die verſteckten Seiten

des Gedankens aufzusuchen. Und so gings auch mit dem guten Alten. Er aß die Grünlinge, eine gewisse Art Pilze, welche in der Gegend wo er itzt lebte, zu gewissen Zeiten häufig wuchsen, sehr gern; — den Tag zuvor hatte es stark genebelt und gesprüht, folglich konnte er darauf rechnen, daß man nicht umsonst nach ihnen suchen würde; — Dorchen wollte ihm gern eine heimliche Freude machen; — Dorchen bedurfte einer Zerstreuung [illegible] — Joseph rechnete morgen auf ein gutes Gerichte: kurz der Alte legte die Brille nieder, drehte sich auf dem Schemmel herum und sagte: „Dorchen, ich dächte du gingst auf ein paar Stündchen in den Wald und sähest nach, ob die

Grünlinge nicht gewachſen wären. Es iſt ein ſo ſchöner Nachmittag, und gewiß wirſt du nicht vergeblich gehn. Joſeph geht mit und hilft dir ſuchen und morgen laſſen wir ſie uns gut ſchmecken.“

Schon war Joſeph von der Diele aufgeſprungen und ſuchte ſeinen Hut; aber bei Dorchen ſchien dieſer Vorſchlag nicht die angenehme Wirkung zu thun, die ſich der Alte verſprach. Er verſcheuchte zwar ihre jetzigen Bilder, allein es traten neue an ihre Stelle. Weniger froh, als ſeine Abſicht war, ſagte ſie daher: „Wenn ſie wollen, lieber Vater, ſo bin ich bereit.“

„Nicht weil ich will, ſondern — weil ſo ſchönes Wetter iſt, weil die

Grünlinge jetzt noch wachsen, — weil's gestern geregnet hat. Hast du aber Lust zu Hause zu bleiben; gut, so laß es sein."

„Sie wissen wohl, daß ich gern in „der Natur bin, und daß es mir auch „um deswillen hier auf dem Lande „wohlgefällt. Sie wissen auch wie „gern ich Grünlinge suche, da sie für „uns alle ein Lieblingsessen sind."

„Doch scheint es, als wenn du nicht recht Neigung hättest, darnach zu gehn."

„Weil ich sie bisher hie ungestört habe suchen können. Allemal wenn ich in dem Walde nach ihnen umherging, begegnete mir des Försters Sohn, ein wilder, roher und ungesit-

„teter Menſch. Ich ſahe bald, daß er
„abſichtlich zu mir kam; ſeine Reden
„und Blicke verriethen ſeine Begierden,
„welche anfänglich in Schmeicheleien
„und nachher in Drohungen beſtanden,
„daß ich mich nicht wieder im Gehege
„ſollte blicken laſſen, ob ich gleich in
„kein Gehege gekommen war. Die
„junge Waltern erzählte mir neulich
„auch, daß er ſich nach mir erkundigt
„und zuletzt geſagt hat: ich wäre doch
„weiter nichts, als eine — —, ach
„Gott! Auch die Freuden der Natur,
„die ſtillen ſanften Freuden, laſſen
„Menſchen mich nicht ungeſtört ge-
„nießen.“

(Beinahe hätte ſich wieder eine Thräne her-
vorgedrängt.)

„Da will ich ein andermal mit dir gehn und dem Menſchen ſagen, daß du meine Tochter biſt. Heute kann ich freilich nicht, weil ich mit den Uhren gern fertig ſein wollte. Ich ſollte aber glauben, daß er heute nicht im Walde ſein wird. Du könnteſt ja die Waltern fragen. Sollte ſie nicht ſeine Geſchäffte wiſſen, da ſie oft in die Förſterei geht? Doch wie ich geſagt habe, es ſteht ganz in deinem freien Willen.“

Dorchen ging zur Waltern und hörte von ihr, daß des Förſters Sohn in die Stadt geritten ſei. Freudig kehrte ſie zurück, ergriff einige Tücher für die Grünlinge, nahm ihr Kind an die Hand

und eilte mit beruhigter Seele in den Wald.

Der Alte fand bald den Fehler der zerlegten Uhr, verbeſſerte ihn, ſetzte ſie ins Oehl und im kurzen ſtand ſie fertig vor ihm. Als er die andere ergriff, war es, als wenn er mit ihr neuen Stoff zu Gedanken an den morgenden Tag erhalten hätte. Es kettete ſich einer an den andern und der letzte war von der Wirkſamkeit, daß er aufſtand, ſeinen Schirmhut vom Rechen nahm und in die nicht weit entlegene Mühle ging.

Er war hier ſchon ziemlich bekannt; denn außerdem, daß er das Mehl zum

Brod in der Mühle kaufte, war er schon oft ein angenehmer Gast für den Müller gewesen. Dieser, mit ihm von gleichen Jahren, ein ehrlicher Mann und von schlichten deutschen Sitten, sah ihn gern kommen, weil er so vernünftig sprach und ihm über dies und jenes Aufschlüsse geben konnte, die ihm zuweilen lange vergebliches Nachdenken gemacht und seinen Kopf — wie er sich auszudrücken pflegte, verwirrt hatten. Er war daher kaum in die Mühle getreten, als der Müller ihm entgegen kam, ihn mit der Hand bewillkommte und zu ihm sagte:

„Gerade recht Thalbach, daß er „kommt. Aber das sage ich ihm, so„bald darf er mir nicht wieder davon.

„Heute haben die Frauenzimmer mit „ihrem Backen die Regierung im Hauſe, „und da bin ich überlei. Ich verſuchte „es, ſetzte mich in mein Hinterſtübchen „und las in der Nürnberger Chronick; „aber es wollte mir nicht recht ſchmek„ken. Nun wollen wir uns zuſammen „davon ſchleichen; wir machen uns ein „Pfeiffchen und dann plaudern wir ein „Wörtchen, wie es uns beliebt.“

„Das iſt eben nicht meine Abſicht. Ich habe eine Bitte an ihn, lieber Meiſter, und wenn er mir dieſe erfüllt, ſo will ich wieder heimkehren. Es iſt morgen Kirmß, ein Umſtand, der mir zwar ganz gleichgültig iſt; aber ich habe eine Tochter und einen Enkel, gegen welche ich ungerecht ſein würde,

wenn ich erlaubte ſinnliche Wünſche an ihnen tadeln und ſie geradehin verwerflich finden wollte. Ich habe ſie nach Grünlingen geſchickt, und komme itzt heimlich zu ihm, daß er mir ein Maaß feines Mehl geben ſoll. Meine Tochter ſoll morgen Pfannkuchen backen, oder Klöße machen, und ſo wollen wir die Kirmß mit feiern. Was die Bezahlung betrifft, ſo hoff' ich ſie ihm in einigen Tagen bringen zu können. Ich habe einige Uhren da, die ſind bald zurecht gebracht.«

»Gut, gut Thalbach, wir wollen »ſehen, wie wir ihm aushelfen: aber »eher kann nichts werden, bis er nicht »mit mir in mein Stübchen kommt.« Er nahm ihn bei der Hand und zog ihn mit

ſich fort.) „Hier, ſieht er, — ich will „das Tiſchchen mit der Chronick weg„rücken, — ſetz' er ſich in den Groß„vaterſtuhl. Eine lange Pfeiffe ſoll er „haben, denn ich habe mir welche aus „der Stadt für meine Gäſte holen laſ„ſen. Das Kirmßbier iſt auch nicht „übel; und nun — ſoll uns niemand „ſtören.“

„Ich dank' ihm recht ſehr für ſeine freundſchafftliche Aufnahme; aber ich will nur ein paar Züge thun, da ich ohnedies kein ſtarker Raucher bin.“

„Es wird ſich ſchon finden, wenn „wir nur einmal im Schwatzen ſein „werden. — Ich habe nichts geringes „auf dem Herzen; und da ich gerade „heute ſo ungeſtört mit ihm ſein kann,

„ſo will ich's ihm gleich heraus ſagen.
„Er kommt mir verdächtig vor.“

„Ich ihm? Wie ſollte ich mich denn verdächtig gemacht haben. Meine Handlungen ſind ja ſo einfach, daß ſie leicht zu überſehen ſind, und meine Worte gegen andere, außer meinem Dorchen, ſind ſo ſelten, daß wohl wenige etwas anders gehört haben werden, als was ich mit ihnen meiner Arbeit wegen reden mußte. Er iſt der einzige, dem ich zuweilen auf ſeine Fragen antwortete und über dies und jenes — —“

„Das meine ich alles nicht. Ich „halte ihn für den ehrlichſten Mann „von der Welt. Aber eben weil er „mir ſo manches ſagen konnte, was

„nicht jeder weiß, ſo iſt er mir ver-
„dächtig, verſteht er mich. Ein Mann,
„der in ſeinem Leben, weiter nichts
„gethan hat, als alte Uhren zuſammen
„geflickt, kann nicht ſo reden. — Und
„wenn ich mir ſein Dorchen denke?
„Das iſt ja ein Mädchen, — wie ſoll
„ich ſagen? — ſie iſt mir warlich lie-
„ber als des Pachters Hannchen! Und
„das will doch ſchon ein Mann ſein,
„der Lebensart verſteht, und ſeine Kin-
„der auf dem hohen Fuß erzieht. Ich
„habe ſie zwar nur einmal recht von
„nahen geſehn, — aber ich ſah' es ihr
„gleich an, daß ſie nicht von der ge-
„meinen Art iſt. — Nur das weiß ich
„nicht, wo ich den kleinen Joſeph hin-
„thun ſoll. Das ſeh' ich wohl, daß ſie

„seine Mutter ist; aber wie steht's denn „um den Vater? Ich kann mir nicht „denken, daß — — — mit einem „Wort, er ist mir verdächtig, und ich „kann das nicht leiden, wenn mir Per„sonen verdächtig sind; denen ich gut „bin.“

(Thalbach der sein Haupt zur Erde gesenkt hatte, nahm den Müller bei der Hand.) „Lieber Meister, wenn ich ihm nun sage, daß ich ein ehrlicher Mann bin, und daß meine Tochter ein unglückliches Mädchen ist: — ist ihm das nicht genug? Was ich vielleicht mehr weiß, als dieser und jener, das habe ich meiner vielen Erfahrung zu danken, die ich gemacht habe.“

„Ein ehrlicher Mann kann aber „auch frei ſagen, wie er es geworden „iſt. Jetziger Zeit muß man ſich in „Acht nehmen; man kann leicht anlau„fen, wenn man einen nicht nach „Stand und Würden behandelt. Und „ich bin nun ſo von der Art, daß ich „gern wiſſen will, wen ich vor mir „habe. Es kann ſchon ſein, daß er „ſeine Urſachen hat, andern ein Ge„heimniß aus ſeinem Stande zu ma„chen; aber hier hat er meine Hand, „ich bin auch ein ehrlicher Mann, und „weiß zur rechten Zeit zu reden und zu „ſchweigen.“

„Wahrheit und Aufrichtigkeit waren von je her Hauptgegenſtände „meines

Bestrebens. Aber nicht wahr, Meister Müller, wenn man bei seinem offnen Wesen, und bei der freien Darstellung seines Karakters von seinen Brüdern verkannt und wohl gar für trotzig erklärt wird; wenn man sieht, daß man bei dieser Aufrichtigkeit sich Mangel und Menschenhaß zuzieht: wird uns dann die Klugheit nicht rathen, sich mehr zu verbergen, und mit den Menschen so umzugehn, wie sie selbst wollen, daß man mit ihnen umgehen soll, wenn man nicht aus ihrem Zirkel gewiesen sein will? Ich habe ja nicht allein auf mich zu sehn; denn der wohlthätige Tod wird mich bald freundlich in eine andre Welt führen: aber diese meine grauenden Haare sind ja noch

der einzige Schutz meiner unglücklichen Tochter.

„Sieht er, hier will ich ihn gleich „bei seinen Worten fangen. Ich gebe „zu, daß er sich vor andern verbergen „muß; aber sollte er seine Umstände „nicht ein paar guten Freunden, we„nigstens einem mittheilen? Wenn er „nun stirbt, was soll denn hernach „aus seiner Tochter werden? Wer soll „denn hernach für sie das Wort füh„ren?“

„Dann überlasse ich sie dem, der die Unschuld kennt und gerecht rich„tet.“

„Ja das muß er freilich: aber hat „er mir nicht selbst gesagt, daß man „nicht auf Wunder rechnen soll, und

„daß Gott durch weise Mittel sich of-
„fenbart? Wenn nun niemand seine
„Tochter kennt, so werden ihr ja die
„Mittel von Menschen abgeschnitten.“

(Trathach blickt auf.) „Gott! wenn du
mir in diesem Manne! — (Zum Müller.)
Fände ich also wirklich wieder eine der
guten Seelen, die ich in dieser Welt
nicht mehr zu finden glaubte?“ —

„Herr wenn er so redet, so ist un-
„sre Freundschafft am Ende. Ich gehe
„mit keinem Schurken um, aber ich
„lasse mich auch nicht dafür ansehn.
„Kurz und gut, daß ich ein ehrlicher
„Mann bin.“

„So sei es denn. Er soll alles er-
fahren, alles wissen. Aber — ich be-
schwöre ihn! Rett' er meine Tochter,

wenn ich ſterbe, aus den Händen böſer Menſchen und theile er ihr Rathſchläge mit; denn ſie iſt ein verlaßnes Weib.

Ich bin ihm unter dem Nahmen Thalbach bekannt, welcher mir von mir angenommen worden iſt, weil ich ihn annehmen mußte, um verborgen zu bleiben. Eigentlich heiße ich Reinhold. Zu Langenſtadt wurde ich geboren, war der einzige Sohn meiner Eltern, die mich nicht verzärtelten, nicht zu höhern Dingen, Würden und Ständen beſtimmten, als wozu meine Fähigkeiten des Geiſtes und Körpers und meine natürlichen Anlagen mich zu beſtimmen ſchienen. Dem zufolge hörte mein Vater, welcher ein ausübender Arzt

war und in groſsem Ansehen stand, nicht auf die Schmeicheleien und Rathgebungen anderer, was er aus mir machen sollte: sondern setzte ungestört seine Beobachtungen fort, meine Anlagen und Neigungen zu belauschen, um ein vernünftiges Urtheil über sie zu fällen und ihnen die erforderliche Richtung zur endlichen Ausbildung zu geben. Der Erfolg seiner Beobachtungen war, daß ich ein Uhrmacher werden sollte, und ich war dazu bereitwillig, weil mir durch seine weise Leitung alle Stände ehrwürdig erschienen, und kein Ehrgeiz; keine Sucht nach äuſserm Glanz in meiner jungen Seele genährt worden war. Ich gewann meine Kunst lieb, denn ich war als Mensch

auf keiner andern Stelle, als auf der, zu welcher ich innern Beruf hatte; meine Lehrjahre brachte ich nicht unnütz zu; ich wuchs an Kenntniſſen, und dieſe wurden anſehnlich vermehrt, da ich in der Folge die beſten in- und ausländiſchen Künſtler beſuchte, wobei mich mein Vater ununterbrochen unterſtützte und keine Koſten ſparte, um aus mir einen brauchbaren Mann zu bilden, der ich nicht geworden wäre, wenn er mich bei verdoppeltem Aufwande zu einem Gelehrten hätte machen wollen.«

»Herr, das nenn' ich doch einen »rechtſchaffnen Vater! Da giebt es ſo »viele aufgeblaſene Narren, die aus »ihren Kindern große Herren erziehen,«

„wollen, und am Ende weiter nichts „haben, als einen unnützen Haus„rath.“

„Bereichert mit Kenntnissen und — ich kann mit Recht sagen, gebildet durch so viele Erfahrungen, die ich zur wahren Lebensweisheit benützen konnte, kam ich in meine Vaterstadt zurück; und legte bald vor den Augen meiner Eltern und aller derer die mich kannten, Proben meiner erlangten Geschicklichkeit ab. Meine Eltern fanden sich dadurch geehrt, und oft gestanden sie mir mit heiterm Angesicht, daß ich ihnen ihr Alter versüße, und sie ihr Haupt ruhig auf ihr Todeslager legen könnten. Sie überließen mir bald zu meiner Willkühr das Haus, welches

ſie bewohnten, und bezogen darin eine Stube, wo ſie die Ruhe ihres Alters ungeſtört genießen konnten. Ich lernte die Tochter eines benachbarten Predigers kennen, nahm ſie zur Gattin, und war ſo glücklich, wie es nur ein Menſch ſein konnte.“

„Und die wird gewiß auch nicht alles haben mitmachen wollen. Nicht wahr; ich hab's getroffen?“

„Wie ſoll ich ſie ihm ſchildern? Sie war nicht eine der erſten Schönheiten; aber ſie war reitzend und liebenswürdig. Geſundheit blühte auf ihrer Wange; Sittſamkeit und weibliche Würde, Heiterkeit der Seele und Ueberzeugung der Unſchuld, lag im Blick ihres Auges. In ihr Betragen miſchte

sich weder eine widrige Nachäffung des sogenannten guten Tons der großen Welt, noch eine Steifheit der Sitten, welche den Mann von reinem gebildetem Geschmack zurückscheucht. Alles was sie that war zwanglos, natürlich, nicht von der Kunst sichtbar entlehnt; aber eben so wenig ohne Feinheit und veredeltes Gefühl. Nie kleidete sie sich prächtig, sondern wußte ihrer Kleidung diejenige Einfachheit und Schönheit zu geben, die der Natur entsprechen. — So lernte ich sie als Mädchen kennen, und so blieb sie als Weib bis sie in meinen Armen entschlief. Sie verstand die große Kunst, dem Gatten ununterbrochen das zu bleiben, was sie dem Liebhaber gewesen war."

„Er hat das Beſchreiben gut ge„lernt, wie ich höre. Wenn ich noch „ledig wäre, ſo müßte ich warlich Luſt „zum Heirathen kriegen, ſo alt ich auch „bin, und ihn nähme ich zum Freiers„mann.“

„Meine Eltern waren mehrere Jahre Zeugen unſerer glücklichen Ehe. Aber friedlich entſchlummerte mein Vater kurz zuvor, als mein Weib mir den Erſtgebohrnen gebahr, und ſo trockneten die Thränen meiner Mutter, welche ſie um ihn weinte, leichter, da ſie den Enkel erblickte, auf den ſie lange gehofft hatte. Indeß war auch ihr Lebensziel nahe. Sie ſchied von uns und ihr letzter Blick hing lächelnd auf ihrem

Enkel, den meine Gattin an ihrem Sterbelager ihr zum Segen darhielt. Unser Sohn wuchs heran uns zur Freude, und ich befolgte bei seiner Erziehung das Beispiel meines Vaters, oder genauer — die Lehren, die er mir gab, als ich Gatte wurde. Ich fand bald, daß er zu meinem Beruf Lust und Neigung hatte, und da ich auch in der Folge sah, daß diese Neigung blieb, so ließ ich ihn eben die Laufbahn betreten, welche ich bereits gegangen war. Schon hatten wir die Hoffnung aufgegeben, unsre Ehe aufs neue gesegnet zu sehn, als meine Gattin mit einer Tochter — mit meinem Dorchen entbunden wurde. Konnte uns nun noch ein Wunsch übrig bleiben?

Mit Freuden erblickten wir unſern Ernſt als Jüngling, und da ich ihn in den Jahren, wo er des Nachdenkens fähig war und ſich ſelbſt überlaſſen ſein konnte, — um Erfahrungen zu ſammeln in die Welt ſchickte: ſo durfte ich nicht ängſtlich um ihn ſein, daß er ein leichtes Opfer der Verführung und ein zweckloſer Beobachter ſein würde.“

„Was hat's denn da für Noth, — „laß er den Sohn kommen, der kann „doch wohl ſeinen Vater ernähren? „Daß ich aber doch immer drein reden „muß Herr — Thalbach — oder wie „ſoll ich ſagen?“

„Thalbach lieber Freund, Thalbach und weiter nichts. Aber was meinen

Sohn betrifft; o daß ichs sagen könnte, wo er wäre! Die ersten Jahre erhielt ich öftere Briefe von ihm, aber nun ist schon eine lange Zeit verflossen, ohne irgend etwas von ihm gesehen und gehört zu haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er mir in die Ewigkeit voran gegangen. Jetzt will ich jedoch zu meiner Tochter und zur Quelle meines Elends kommen.

Es ist genug, wenn ich sage, daß meine Tochter das Ebenbild ihrer Mutter war, nur — wenn dies von einem Vater nicht zu viel gesagt ist, an Schönheit des Körpers schien sie mehr zu gewinnen. Sie hatte kaum die Jahre ihrer Mannbarkeit betreten, als

ſchon einige Flatterer ſich um ihre Liebe bewarben: allein entweder war ihre reine unſchuldige Seele, die ſich ungekünſtelt in ihren Handlungen zeigte, oder der Mangel an Gegenliebe, die Veranlaſſung, daß ſie ſich wieder verlohren. Es fanden ſich zwar immer wieder andere, aber ſie alle gingen den Weg, den ſie gekommen waren, und mein Dorchen blieb das heitere — unbefangene Mädchen. Nun traf ſichs, daß der Sohn eines Tuchhändlers, der anfänglich ein Tuchmacher geweſen war, aber durch allerhand Mittel ſich Reichthum zu erwerben gewußt hatte, von einer Reiſe durch Deutſchland und den benachbarten Ländern zurückkam. Er hatte auf Univerſitäten die Arznei-

kunde ſtudirt und hatte den Tittel Doktor. Der Reichthum ſeiner Eltern, ſein Tittel, die Erzählungen ſeiner Reiſen, und die Fertigkeit, ſeiner Außenſeite Gefälligkeit, Artigkeit und den Anſtrich des feinen Geſchmacks zu geben, ließen ihn bald freien Zutritt in den beſten Häuſern der Stadt finden; die Mädchen ſahen ihn gern, man ſprach viel von ihm und bei den Zuſammenkünften der Vornehmen war er einer der erſten. So ſehr nun meine Tochter — an Häuslichkeit gewöhnt, nie mit den andern Mädchen der Vornehmen einen Weg ging, und ich als ihr Vater nie mehr zu werden und zu ſcheinen mich bemühte, als ein Uhrmacher: ſo fand doch dieſer Herr Doktor Hohwald meine

Tochter ſeiner Aufmerkſamkeit würdig. Ich fand die Sache gleich anfänglich verdächtig, weil ich in ihm einen gewöhnlichen Wüſtling vermuthete; ich ſprach ſchlicht und offen mit ihm als ein ehrlicher Mann, warnte meine Gattin und noch mehr meine Tochter. Ob nun die Schwierigkeiten, welche er erwarten mußte, wenn er ſeine Abſichten mit meiner Tochter erreichen wollte, ihn nur noch mehr — wie dies oft der Fall iſt, zu fernern Unternehmungen aureitzten, weiß ich nicht. Genug, er wiederholte ſeine Beſuche, wußte ſein Betragen ſo geſchickt nach dem Tone unſers Hauſes zu ſtimmen, daß ich ſelbſt nachgerade anfing, beſſere Meinung von ihm zu hegen. Mutter und

Tochter waren ſchon mehr auf ſeiner Seite, und nur der Umſtand, daß er Dokter war, erhielt uns noch in einer gehörigen Entfernung von ihm: denn keines von uns hegte den Wunſch, in einen höhern Stand zu kommen als der ünftige war. Er ſchien auch dies zu bemerken und wußte nachgerade ſeinen Reden und Handlungen ſolche Wendungen zu geben, daß wir ſie nicht nur zu billigen, ſondern uns ſelbſt, ohne es uns deutlich zu geſtehen, unſers Verdachts wegen Vorwürfe zu machen anfingen. Mit einem Wort, er gewann das Herz des ſchuldloſen Mädchens, ſie fühlte ſich durch treue zärtliche Liebe an ihn hingezogen, und entwarf ſich mit edlem Sinn den Plan, wie ſie ihn

als Gattin lebenslänglich beglücken wollte.“

„Und der Herr Doktor war ein „Schurke, nicht wahr?“

„Kein Schurke lieber Meiſter, ſondern ein Ungeheuer. Doch ich greife mir vor. Anfänglich that er nichts, was ich hätte mißbilligen können. Er ſchien ſelbſt mit Dorchen nicht anders, als unter den Augen ihrer Eltern umgehn zu wollen. Nach einiger Zeit aber wagte ers, wenn der Mond die Abende anmuthig machte, ihr einen Spatziergang vorzuſchlagen und ſie in den Garten zu begleiten, den ich in der Vorſtadt hatte. Es geſchah einigemal in Begleitung meiner Frau; doch fiel mir's auf, daß er nur des Abends mit mei-

ner Tochter auszugehen wünschte. — Wenn er meine Tochter liebt, dachte ich, wenn er sie zum Weibe nehmen will; sollt' er sich ihrer wohl schämen? Ich gestand selbst meiner Frau diese Gedanken. Aber sie erwiederte, daß er sich schon darüber erklärt habe. Es geschähe um deswillen, weil er sich am Tage oft genöthigt sehen würde, bei einem unwillkührlichen Begegnen, diesem und jenem Ruf einer Gesellschafft zu folgen, in welche er freilich oft zu gehen genöthig wäre, die ihm aber des steifen unnatürlichen Tons wegen ekelhafft sei. — Wir glaubten ihm. — Nun traf sichs, daß meine Frau eines Abends, da er seinen Vorschlag wiederholte, häuslicher Geschäffte wegen nicht

ausgehen konnte, und ich — ſchlug ſeine Bitte ab. Ohne ſie zu erneuen ließ er einen Unmuth merken und eine gewiſſe Traurigkeit fehlgeſchlagener Hoffnungen, daß ſelbſt mein Dorchen mich um die Erlaubniß bat, mit ihm ein halbes Stündchen zu gehen, und — o unſeliger Abend! ich ließ es zu.

Er führt ſie, wie ſie es mir nachher erzählte, wirklich in meinen Garten: ſchlägt ihr aber wie von ohngefähr einen andern vor, von dem er ſagt, daß er einem ſeiner Freunde gehöre. Sie weigert ſich. Er ſchmeichelt, bittet, ſchwört bei ſeiner Liebe, und — das Lamm folgt. Hier bietet er ihr einen Trank zur Erquickung, ſie

trinkt und — sinkt in die Arme des Verruchten.“

„So wollte ich, daß er an meinen „Mühlstein gebunden, verkehrt in die „Hölle fähre.“

„Meine Seele mußte die verruchte That ahnden; denn mit jeder Minute der unglücklichen halben Stunde wallte mein Blut stärker und unruhiger. Sie war verstossen und Dorchen kam nicht, die sonst so pünktlich meine Befehle und ihre Versprechungen erfüllte. Ich eilte ihr entgegen in meinen Garten; aber ich fand sie nicht. Ich ging hin und her, ließ mich oft von den Schatten im Mondlicht täuschen; aber Dorchen war nirgends. Mit Angst eilte ich nach Hause und mit beklommenem Her-

zen ſtand meine Frau an der Thüre; denn noch war ſie nicht da. So harrten wir lange, bis wir endlich in der Ferne das Stöhnen und den wilden Tritt eines Menſchen vernahmen. Die Perſon kam uns näher und wir erkannten unſer Dorchen, aber Gott! mit welchen Geberden! Verworren flog ihr Haar um die Stirn, aus ihren Augen brach Verzweifelung hervor, ihr Mund — ihre holden jungfräulichen Mienen waren entſtellt. Sie ſtarrte uns an, hielt ihre gewundenen Hände vor die Stirn und ſank auf die Schwelle des Hauſes. — Wir brachten mit zerriſſenem Herzen unſer Kind ins Haus: lange waren unſre Bemühungen für ſie vergeblich, bis ſie endlich fähig wurde,

uns unter neuen Anfällen von Verwirrung, das zu gestehen, was ich ihm schon gesagt habe. Und so war unsre häusliche Glückseligkeit, unsre Ehre, unsre Ruhe, der Friede unserer Herzen — kurz, jeder Genuß des Lebens war untergraben. — Kaum graute der Morgen, als ich — man kann denken mit welchen Gefühlen eines Vaterherzens, vor dem Hause des Bösewichts stand. Man öffnete es mir nach langem Pochen, und unangefragt trat ich in die Stube desselben. O wie danke ich dir Gott, daß du mir damals Stärke genug gabst, mich nicht am Leben dessen zu vergreifen, der da vor mir in wollüstigen Träumen sich wälzte! Meine Stimme donnerte ihn auf, und

ich erwartete nun bei ſeinem Erwachen die Folter des Gewiſſens auf ſeiner Stirne zu leſen. Aber — denk' er ſich die geübteſte Verruchtheit — er ſah mich mit freundlicher Geberde aufſpringen, wollte mich der Freude wegen, die ich ihm ſchon ſo früh machte, umarmen und that fremd und beleidigt, als ich ihm ſeine That vor Augen ſtellte. Er verſicherte mit einem Schwur, daß, er meine Tochter mit Endigung der halben Stunde vor mein Haus gebracht habe; alles übrige ſei ihm ganz unerhört, und er könnte nicht einſehen, wie er ſich dasjenige ſollte zu Schulden legen laſſen, was meine Tochter nach ſeinem Weggange vorgenommen hätte. Er ging ſo weit, daß er ſeinen Ton in

Trotz verwandelte und hinzufügte: ob ich nicht wüßte, daß er sich meiner Anschuldigungen wegen Genugthuung verschaffen könnte? Auch da hielt ich mich und meinen gerechten Zorn auf. Mit den Worten: gut, so sei es der Gerechtigkeit überlassen, die geschändete Unschuld meiner Tochter zu rächen; — ging ich von ihm und zur Obrigkeit. Die Unschuld, dachte ich, kann allein siegen.

Die Zeit der Entbindung meiner Tochter war schon gekommen, aber gerechtfertigt war sie noch nicht. Der Weg des Rechts dehnte sich durch Krümmungen, und am Ende hieß es; der Schwur müßte entscheiden. Es geschah; der Verbrecher erhob seine

Hände zum Unſichtbaren und — wurde für ſchuldlos erklärt. Ich ſtand da — der erſte meiner geſchändeten Familie und muſte noch ſorgen, daß mein Kind die Pflichten einer Mutter erfüllte.«

»Unter ſolchen Umſtänden hätte ich »bei der erſten Gelegenheit Langenſtadt »verlaſſen.«

»Eben dies zu thun war mein Vorſatz. Der Tag, an welchem die Verträge des Hausverkaufs veſtgeſetzt werden ſollten, war ſchon anberaumt; ſchon hatte ich in einer andern Stadt mich um einen Wohnſitz bemüht, als in einer Nacht in den Hintergebäuden meines Hauſes Feuer entſtand. Es fraß ſo wüthend um ſich, daß in kur-

zem mein Haus nebst sieben Häusern meiner Nachbarn in Asche verwandelt wurden. Nichts konnten wir retten, als meine nöthigsten Werkzeuge, einige Kleidungsstücke und den Säugling meiner Tochter. Statt des Mitleidens, welches wir bei unserm Unglück verdienten, wurden wir nur als die Urheber des Unglücks anderer betrachtet; man legte mir eine Geldstrafe auf und mit satanischer Freude sprach Hehwald und die seines Gelichters: da seht ihr den Finger Gottes!? Ich eilte und müßte eilen, dem ersten der sich zum Käufer anbot, meinen Garten, das einzige was mir übrig geblieben war, für die Hälfte des Werths zu lassen; erlegte meine Strafe, und flohe aus

dieſer Stadt mit den Meinigen nach Ungerode. In dieſem Städtchen kaufte ich mir ein kleines Haus für das Geld meines verkauften Gartens; und fühlte mich hier aufs neue mächtig geſtärkt durch mein gutes Gewiſſen, und durch die Ueberzeugung, recht gewandelt — recht gethan zu haben. Aber zu hart waren die Schläge des Schickſals für mein gutes und braves Weib. Mit dem Keime des Todes brachte ich ſie ſchon mit, ſie lebte noch ein Jahr und ſtarb in meinen Armen.

Ihren Tod hielt ich für das härteſte, was mich treffen konnte. Ich ſank an ihrem Sarge nieder und ſprach mit Thränen; aber mit ruhigen Thränen zu Gott: Sieh', hier liegt das

Beste, was ich für diese Welt aus deinen Händen erhielt. Bei allem was deine Weisheit bisher mir zu nehmen für gut fand, glaubte ich zu klagen berechtigt zu sein. Jetzt seh' ich — jetzt fühl' ich erst, was Verlust heißt. Mache mich stark, diesen Verlust, den größten meines Lebens, ruhig zu ertragen, und laß mich, wenn noch harte Schicksale in diesem Leben auf mich warten, eh' ich dieser Geliebten in die Ewigkeit folge, ihren Verlust als den letzten betrachten. Nichts was ich noch verlieren könnte, kann ich dem gleich setzen, was mir dieses Weib war!

Mit sichtbarem Bestreben suchte nun meine Tochter die Tage meines Lebens mir angenehm zu machen; und ich

würde mit ihr ruhig den Tod, in Angerode erwartet haben, da ich hinlängliche Arbeit fand, von der wir uns ernähren konnten: wenn nicht die Bosheit des Holzwalds mich, und meine Tochter auch hier zu verfolgen gesucht hätte. Durch ihn und seine Anhänger die er in diesem Orte hatte, verbreitete sich das Gerücht, ich hätte selbst meiner Schulden wegen und aus Bosheit das Feuer in Langenstadt angelegt, und ein grosser Theil leichtgläubiger Menschen nahm es für Wahrheit an. Doch konnte es meine Ruhe nicht ganz rauben, und so vergingen vier Jahre. Was geschah? Unvermuthet entstand auch in dieser Stadt eine Feuersbrunst, der Wind trieb die Flamme auf mein

Haus, und ich sahe die Stätte, wo ich meinem Weibe durch den Tod nicht folgen wollte, in Trümmern. Da jedoch die Flamme nicht so heftig um sich griff, so hatten wir das Nöthigste und Vorzüglichste retten können. Allein so wie nun die Wuth des Feuers einigermaaßen gedämpft war, und man zu fragen Zeit finden konnte, wie und wodurch das Feuer entstanden sey: so ward als ob ein böser Geist die Herzen aller ergriffen hätte, daß man mich einmüthig für den Urheber ansah. Ich suchte alles hervor, um mich zu rechtfertigen; aber jemehr ich meine Unschuld zu beweisen suchte, jemehr verbreitete sich die Wuth. Man fiel rächend über das her, was ich den

Flammen entriſſen hatte, man zerſchlug, man zertrümmerte es, und um mein Leben ſelbſt der unverſchuldeten Rache nicht Preiß zu geben, ſikte ich mit meiner Tochter und ihrem Kinde aus den Thoren der Stadt.

„So wahr ich lebe, dieſe Menſchen verdienten alle, daß man ſie unter die Oehlſtampfe brächte. Hab ich in meinem Leben etwas ſchrecklichers gehört?“

„Auf alle Dörfer hatte ſich das Gerücht durch die zum Löſchen herbeigeeilten Landleute verbreitet; mein Nahme Reinhold, auf den ich ſtolz war, ertönte überall als der Nahme eines Miſſethäters; und nirgends durfte ichs wagen, um einen Ort zu bitten, wo ich

mein Haupt hinlegen könnte. Demohngeachtet fand ich in einem ziemlich entlegenen Dorfe eine gutherzige Seele, welche mich und meine Tochter als Abgebrannte aufnahm. Ich brachte einen Monath daselbst zu, und konnte mir das Zeugniß geben, daß ich das am Sarge meines Weibes gegebene Wort nicht gebrochen hatte. Alle das Meinige war bereits theils durch die Wuth der Flamme, theils durch die Rache des aufgebrachten Volks verlohren gegangen: aber heiter sah ich die wenigen Werkzeuge an, welche ich in der Tasche gerettet hatte; und segnete die Asche meiner Eltern, welche mich eine Kunst hatten lernen lassen, die mich auch im tiefsten Unglück nicht sinken

ließ. Mein Beiſpiel hatte zugleich den beſten Einfluß auf das weiche Herz meiner Tochter. Auch ſie wurde ſtandhaffter im Leiden und nur zuweilen brachte ſie ihr Erinnerungsvermögen auf jenen Böſewicht und auf die Stürme des Schickſals zurück. Binnen dieſer kurzen Zeit war jedoch die Nachricht von dem Feuer in Angerode — fürchterlich entſtellt, wie dies gewöhnlich zu geſchehen pflegt, auch hierher gekommen. Ich ſelbſt mußte das Bild, das man ſich von mir, als dem Urheber des Unglücks machte, verabſcheuen, ſo ſehr ich auch von meiner Schuldloſigkeit überzeugt war. Mein Wirth, der mich lieb gewonnen hatte, fing an, unruhig zu werden, und kündigte mir an,

daß er mich um anderer willen nicht länger behalten könnte. Ich steckte mein Werkzeug, nebst einigen Groschen die ich hier verdient hatte, in die Tasche; Dorchen nahm ihren Joseph an die Hand, und so gingen wir fort und kamen hieher. Ihn Meister Müller sah ich zuerst, ihm habe ich das ungestörte Plätzchen zu verdanken, in welchem ich seit einem halben Jahre nun lebe.«

»Nachdem ihn auch niemand vertreiben wird. Und gesetzt es geschähe; so soll er hier in dieser Stube wohnen. Da — hat er meine Hand.«

Mittlerweile ging Dorchen mit dem Knaben im Walde umher und suchte

diejenigen Stellen auf, wo ſie vor einigen Tagen Grünlinge gefunden hatte. Sie war in ihren Bemühungen glücklich; denn theils durch den geſtrigen Regen, welcher den Boden hinlänglich befeuchtet hatte, theils durch die Sonnenwärme des heutigen Tages waren ſehr viele hervorgelockt worden. Bisweilen traf ſichs wohl, daß Joſeph einen unbrauchbaren Fliegenſchwamm mit lautem Jubel herauszog und ihn entweder allein oder unter andern guten ſeiner Mutter brachte; aber der brauchbaren waren doch mehrere, und Dorchen füllte in kurzer Zeit ihre beiden Tücher. Da ſie beim Suchen ſelbſt ſich nicht weiter um die Gegend bekümmert hatte, in welcher ſie ſich nach-

gerade befand; so sahe sie nun um sich und entdeckte, daß sie nicht mehr weit von der Schauereiche entfernt war. Sie rief den umherhüpfenden Knaben, und war bald unter dem Schatten dieses stolzen Baumes.

Ehrwürdig stand dieser Eichstamm unter Fichten, welche ihn gleichsam als stumme Bewunderer seines ruhmvollen Alters und seiner unzerstörbaren männlichen Kraft, in geziemender Entfernung umgaben. Unter seinen weitgreifenden Aesten grünte eine Rasenfläche in mondförmiger Gestalt, und an seinem Fusse schlich bescheiden ein Bach vorüber, der ihm willfährig den Theil der Befeuchtung zollte, der ihm gebührte. In der Nähe und Ferne war

er bekannt, theils wegen der Sage, die ſich von ihm verbreitet hatte, und wovon ſein Nahme ſich herſchrieb, theils weil ein Weg von Langenſtadt und Angerode an ihm vorbeiführte, und viele ermüdete Wanderer unter ſeinem Schatten auszuruhen pflegten. Hier ſetzte ſich Dorcheu auf eine Wurzel, welche am Ufer des Bachs hervorragte und einen Sitz bildete, legte die Grünlinge auf den Raſen und fing an ſie zu reinigen. Joſeph hüpfte ſogleich vom ſeichten Ufer auf den trockenen Kies zum Bache hinab, und — o Freude, — er fand hier ein gehendes Waſſerrad, welches die Hirten des Dorfs aus Fichtenäſten und Baumrinden gemacht und in den Bach geſtellt hatten. Seine

kindische Thätigkeit hatte, daher hinreichenden Stoff sich, so lange und länger noch zu äußern, als seine Mutter mit der Reinigung der Grünlinge sich beschäfftigte.

Um sich den Gang der Gedanken und Bilder zu erklären, welcher nachgerade in Dorchens Seele begann, und die ihn begleitenden stillen Seufzer; muß man folgendes voraussetzen, welches das gutmüthige Weib — Dorchens Nachbarin, vor einigen Tagen an eben diesem Ort erzählt hatte:

„Vor vielen vielen — vor zwei hundert Jahren wohl, sagte die Waltern, hat ein vestes vestes Schloß in unserm Dorfe gestanden, gleich hinter der Mühle. Man sieht noch davon einen Haufen

Steine und ein Stück vom Thurme in Müllers Garten auf dem Berge. Das Schloß hat dicke Mauern gehabt, dicker als mein Arm lang, und rund herum sind tiefe und breite Graben gewesen. Darin hat der Ritter von Klettenfels gewohnt, ein alter Herr, der auf einem Auge blind gewesen ist. Dieser Herr hat eine sehr schöne Tochter gehabt, so schön wie Milch und Blut. Eine Haut hat sie gehabt, so weiß wie Schnee, Haare so braun wie Kastanien und Lippen, wie die rothen Glasperlen. — Ich kann's gar nicht sagen, wie fein und zart sie gewesen ist; daß sie auch weit und breit nur die schöne Hedwig geheißen hat. Ueberall her sind die Freier zu ihr gekommen, aber zu allen

hat sie gesagt, — sie hätte kein Herz für sie.

An einem Sommertage geht einmal die schöne Hedwig mit ihrer Leibjungfer hieher, wo diese Eiche steht. Damals ist sie nun noch klein gewesen. Sie setzt sich ein Veilchen nieder, weil es ihr hier gefällt, und wie sie am besten sitzt, so kommt ein schöner Ritter geritten, gerade so schön wie sie. Ganz blank ist er gewesen von Gold und Silber und lang und schlank wie eine Tonne, und Augen hat er gehabt — so blau wie ein Taubenhals. Der Ritter hat sich Kaspar von Hain genannt. So wie er sie sieht und sie ihn, so überfällt sie beide ein Schauer. Er springt herab vom Pferde, kommt

näher zu ihr und fragt nach Herberge
für sich und seinen Knecht. Züchtig
spricht die edle Jungfrau, daß er zu
ihrem Vater reiten sollte, zum Ritter
von Klettenfels. Nun sieht er gleich,
wen er vor sich hat, er geht nicht von
ihrer Seite bis sie ins Schloß kommen,
und die schöne Hedwig hat ein jung-
fräuliches Wohlgefallen an ihm.

Er bringt sein Anliegen bald an den
Mann. Der alte Herr sagt ihm seine
Tochter zu, und die schöne Hedwig
wird seine Braut zum Aerger der an-
dern, für die sie kein Herz hatte. Wer
war vergnügter als Kaspar? Aus einer
Nacht, die er auf dem Schlosse hat zu-
bringen wollen, werden fünfe. Aber
Gnade an dem Abend, als er des

Morgens darauf heimkehren will, kommt ein reitender Bote und bringt ihm die Nachricht, daß er mit dem Kaiser in den Krieg ziehen müßte. Nun geht das Weinen an; aber es hilft nichts, die schöne Hedwig muß ihren Bräutigam reiten lassen. So wie er fort ist, so ziehen beständig Raben und Elstern um das Schloß herum, und da hat sie nicht wenig an ihn gedacht. Nirgends ist sie lieber als hier, aber allemal wenn sie hierher kommt, überfällt sie ein Schauer. Sie wartet von einer Woche zur andern auf einen Brief; aber es kommt keiner. Ein ganzes Jahr trauert und jammert sie um ihn; denn sie hält ihn für tod. So wie das Jahr um ist,

und ſie des Nachts im Bette weint, hört ſie um Mitternacht, gerade um zwölf Uhr ein Rauſchen vor ihrem Kammerfenſter. Es flattert, es krächzt wie ein Rabe, und eh' ſie ſich's verſieht, macht es das Fenſter auf, und ein pechſchwarzer Rabe kommt herein. Er hat einen Ring im Schnabel, läßt ihn auf den Tiſch fallen, thut einen gewaltigen Schrei, und fliegt wieder zum Fenſter hinaus. Ueber und über ſchwitzt die ſchöne Hedwig im Bette, und iſt wie aus dem Waſſer gezogen, da ſie des Morgens aufſteht. Sie ſieht den Ring und die hellen Thränen ſtürzen ihr aus den Augen. — Das iſt mein Brautring! ruft ſie. Er iſt tod! Mein Kaspar iſt tod! Sein Geiſt hat

mir den Ring gebracht! Nun will sie nicht mehr länger leben, und sieht immer stier hinab in den Schloßgraben, daß ihre Leibjungfer vor Angst nicht weiß, was sie thun soll. Auf einmal, ohne ein Wort zu reden, springt sie auf, läuft hierher zur Eiche und das Mädchen hinterdrein. Hier sitzt sie und sieht unaufhörlich ins Gras. Horch! mit einmal schallt's — trab, trab, trab, im stillen Walde. Sie hört's nicht; aber die Jungfer springt auf und schreit in einem fort: „er kommt! er kommt! Kaspar — herunter vom Pferde, fällt der schönen Agnes um den Hals. Aber sie zittert am ganzen Leibe, so sehr überläuft sie der Schauer, weil sie immer denkt, — es

ist sein Geist, bis sie endlich wieder zu sich kommt. Nicht lange darauf ist dann die Hochzeit gewesen. Seit der Zeit heißt dies bei Alt und Jung die Schauereiche. Ganz haarklein steht alles beschrieben in der Längenstädter Chronick, die unser Müller hat. Dabei steht auch noch ein schönes Lied, was ich aber nicht auswendig kann. Meine Mutter hat es sehr oft in der Rockenstube gesungen, denn es ist eine sehr schöne Weise darauf, und wer nur da gewesen ist, hat ihr gern zugehört."

Dorchen hatte schon nach geendigter Erzählung des gutmüthigen Weibes eine angenehme Rührung empfunden, hatte das Fabelhaffte der Geschichte

weggelassen und das Wahre derselben behalten. Sie hatte diesen Ort, der an sich schon viel angenehmes hatte, dadurch noch lieber gewonnen; und setzte sich daher jetzt bei völliger Rückkehr jener Bilder, wieder hierher. Da sie allein war, und ihre Beschäftigung sie nicht in ihren Gedanken hinderte; so mahlten sich diese Bilder nur noch mehr aus. „Was muß, dachte sie, in der Seele der Hedwig für ein Freudengefühl entstanden sein, als sie ihren Geliebten, nach so langer vertrauerter Zeit wiedergesehn hat? Welch' Entzücken muß sich über die getrennt gewesenen Herzen beider ergossen haben? Ich weiß wie zärtlich einst meine Liebe gegen den war, der mich ins tiefste

Elend gestürzt hat! Jeder Blutstropfen wallte für ihn, jeder meiner Wünsche bezog sich auf sein Glück! Und nun — Gott, wie tief hast du mich sinken lassen? Und wie tief werde ich noch sinken, wenn mein unglücklicher Vater stirbt?“ — Hier fielen dem armen Mädchen Thränen in den Schooß, und auch sie überlief ein Schauer, der in der Kühle des Schattens auf die lange Bewegung natürlich bei ihr erfolgen mußte. — „Ich fühl's, daß ich unter dir sitze. Aber wie verschieden ist mein Schauer von dem, den Hedwig empfand? Da sahe sie hin in den Wald, und stärker und stärker schlug ihr Herz voll Hoffnung dem Geliebten entgegen: aber ich? — ich erblicke ein hoffnungs-

leeres Dunkel im Schatten lebloser Bäume. Nirgends in der Welt regt sich für mich ein männliches Herz voll Liebe; und regte sich's, — ha nur unglücklicher wäre ich, die ich Mutter bin ohne Gatten! Welch männlicher Verstand wird sich von meiner Unschuld überzeugen, da der Anblick meines Kindes gegen mich zeugt? Verarmt und elend und ehrlos werde ich meine jungen Jahre vertrauern und vielleicht am Bettelstabe — — —

Ein Fußstoß an eine Wurzel tönte im Fichtengewölbe wieder. Dorchen sah auf und erblickte im Walde zwei Mannspersonen, welche auf dem Wege von Langenstadt sich ihr näherten. Ihr matter Gang, ihre Kleidung, ihr Stab

und ihr Bündel ließen sie sogleich vermuthen, daß es Reisende wären. Sie kamen vollends heran, und ohnerachtet beide in tiefen Gedanken begriffen zu sein schienen, wurde doch der eine Dorchen gewahr. Er wandte sich nach ihr hin und frug, ob sie bald am Ende des Waldes wären, und wie weit sie noch auf das nächste Dorf hätten. Dorchen beantwortete seine Fragen mit ihrer freundlich leidenden Miene. Indem sie es aber that, kam auch der andere Wanderer heran, warf Bündel und Stab auf den Rasen und sagte zu seinem Gefährten: laß uns hier einige Augenblicke ausruhen. Wir kommen bei guter Zeit ins Dorf; die Sonne steht ja noch hoch.“

Dorchen hatte nie ihrer Einbildungskrafft einen gränzenlosen Spielraum verstattet. Nie hatte sie weder durch Lesung solcher Schrifften, welche die Liebe beider Geschlechter in das Gebiet überirdischer Beschauungen versetzen, noch durch eine Verzärtelung des Körpers ihre Nerven reitzbar gemacht. Ihr natürlich gesunder Verstand, ihre Erziehung, und der Gang ihrer Drangsale, waren allzu wirksame Gegenmittel gewesen. Man würde ihr daher Unrecht thun, wenn man sie der Schwachheit beschuldigen wollte, daß zwei fremde Personen männlichen Geschlechts sogleich Eindruck auf sie gemacht hätten. Sie hatte gar keinen Begriff von den schnellen gelegentlichen

Eindrücken, denen manche eine ſo groſſe, langdauernde, ja man könnte ſagen, unglaubliche Wirkung zuſchreiben, daß ſie ſogar behaupten, Liebe wäre nicht anders zu erwarten, als in ſolchen Augenblicken, wo das Herz mit einemmal zu einer fremden völlig unbekannten Perſon hingeriſſen würde. Und demohngeachtet entſtand jetzt eine eigne Bewegung in Dorchen, die dem Schauer der Hedwig ziemlich nahe kam. Die beiden Männer waren zwar jung, waren beide wohlgeſtaltet und männlich ſchön; ſie ſprachen zwar mit freundlichen Worten: aber ſie hatte ja ſchon viele junge Mannsperſonen geſehen und von vielen freundliche Worte gehört, die aber in ihr jedesmal unangenehme

Empfindungen erweckt hatten. Man kann daher keinen andern Grund finden, warum Dorchen nicht wie gewöhnlich empfand; keine andere Quelle annehmen, warum sie jetzt, eh' sie sichs versah, einen gereinigten Grünling zu den ungesäuberten zurück, oder einen unreinen zu den gesäuberten legte, und dann und wann nach den sich niedergesetzten Reisenden blickte, als — daß sie gerade die Volkssage von Hedwig und Kaspar bei sich wiederholt und sich selbst in das Gedankenspiel gemischt hatte.

Indessen waren auch auf Seiten der Reisenden keine Alltagsgedanken im Gange. Sie hatten sich so gesetzt, daß sie Dorchen im Auge hatten, und darin

behielten ſie ſie vom Anfang bis zum Ende ihrer Ruhe. Auf beiden Geſichtern konnte man das Wohlgefallen leſen, welches ſie an ihr fanden, und zugleich die Begierde, ſich mit ihr zu unterhalten. Iſt ſie aus dem nächſten Dorfe? Wachſen dieſe Pilze hier häufig? Iſt das ihr Sohn? Wie heißt ſie? und dergleichen, waren die Fragen, welche ſie ihr vorlegten. Aber bei dieſen blieb es auch. Dorchen gab zwar befriedigende Antworten, aber ſie fügte nichts hinzu, was zu irgend einem Geſpräch hätte Veranlaſſung geben können. Der erſte Blick, den ſie wieder auf ſich ſelbſt richteten, war die beiderſeitige Aufforderung ſich weiter zu begeben; denn bisher ſchienen ihre

Augen nur einen Zweck — Dorchen zu haben. Zugleich aber lag auch in diesem Blick ein Geständniß, daß ihnen dies Plätzchen gefallen hätte und sie es ungern mit dem vertauschten, zu welchem sie nun kommen sollten. Sie standen auf, riefen Dorchen ein Lebewohl zu, und konnten sich nicht enthalten, den muntern Knaben, der bei ihrem Weggange aus dem Bache heraufkam und ihnen traulich die Hand zum Abschiede bot, zu umarmen und herzlich zu küssen.

Die unter der Schauereiche genossene Ruhe würde ihnen wahrscheinlich nicht so viel neue Krafft gewährt haben, ihre Wanderung fortzusetzen, als man

nach ihrem veſten Tritt hätte glauben können. Ihre Müdigkeit hatte ſich zwar verlohren, aber vermittelſt der Betrachtung des einſamen Mädchens, die ſie nun bei ſich ſelbſt, nachdem ſie ſich noch einigemal umgeſehen hatten, fortſetzten. Es ging ihnen, wie es gewöhnlich denen geht, die ihre Müdigkeit und Entkräfftung im höchſten Grade empfinden, wenn ſie von dem Wohnſitz der Ihrigen, welche ſie nun nach langer Zeit wiederſehen ſollen, noch entfernt ſind: aber dann in den Armen der ihrigen, oder an der Hand die kleinen Geſchwiſter, die ſie hier und da hin, in den Garten, in die obern oder untern Stuben führen und ihre kindiſchen Wichtigkeiten zeigen, weder

Müdigkeit noch Ermattung fühlen. Sie waren jedoch schon etliche hundert Schritte gegangen, waren fast zum Walde hinaus, ohne über ihre gehabte Erscheinung ein Wort zu wechseln.

„Ein artiges Mädchen, oder Weib „vielmehr, — fing endlich der eine an. „Wahrhafftig Heinrich, ein artiges „Weib.“

„Wer suchte wohl ein solches Weib auf dem Lande?“

„War recht wohl gebildet.“

„Sage vielmehr schön — was man sagt, — schön.“

„Von so einnehmenden Mienen.“

„Es war als ob man die Güte des Herzens auf der Stirn und im Auge geschrieben fände.“

„Wie hieß ſie?“

„Thalbach war ihr Nahme.“

„Wenn wir in's Dorf kommen,
„wollen wir doch nachfragen, wer und
„was ſie — und ihre Eltern ſind.“

„Du haſt immer nur das Mädchen
im Kopfe. Du ſahſt und hörteſt ja,
daß ſie Mutter war. Der Knabe war
ja ihr Sohn.“

„Nun gut, ſo wollen wir fragen,
„wer ihr Mann iſt.“

„Ich kann dir's zwar nicht ver-
denken. Es geht mir ſelbſt ſo. Im-
mer iſt es mir, als könnte ſie kein
Weib geweſen ſein. Sie hatte noch ſo
ganz das edle Jungfräuliche an ſich,
auf ihrer Wange ruhte Schaam und
Züchtigkeit, und in ihrem Blick war

nicht das Freie, was man so häufig bei verheiratheten Frauenzimmern findet. Du wirst mir Recht geben, daß viele dann durch ihre Mienen und Geberden dem männlichen Geschlecht gleichsam einen gewissen Trotz bieten, wodurch ihre Schönheit, wenn sie sie auch in reichem Maaße besitzen, gar sehr verdunkelt wird."

„Ganz recht Heinrich, ich habe es „auch so gefunden. (Seufzt.) Ach Gott! „Gott! „Mein Vater!" „meine Mutter! „meine Schwester! — Etlichemal fiel „sie mir ein; da ich die Person vor „mir sitzen sah; denn meine Schwester „muß gerade auch in den Jahren sein, „wenn ich rechne: zehn Jahre war sie „alt, da ich aus meines Vaters Hause

„ging und zwölf Jahre ſind's nun,
„daß ich weg bin; alſo wär ſie zwei
„und zwanzig, und älter ſchien mir die
„Frau auch nicht zu ſein.“

„Auf keinen Fall.“

„Hätte ich mich nur in Lairgenſtadt
„genauer nach ihr erkundigt! Wären
„wir nur nicht gleich wieder zur Stadt
„hinausgegangen! Aber freilich das
„Schrecken war zu groß. Und guter
„Gott, ſie auch in Angerode nicht zu
„finden; wer hätte das denken ſollen?
„Wer hätte glauben ſollen, daß man
„meinen Fragen ſolche Verwünſchun-
„gen des Nahmens meines Vaters
„entgegen ſtellen würde? Ich mag
„denken, wie ich immer will, ſo iſt
„mir das, was mit meiner Familie

„vorgegangen ist, ein unbegreifliches
„Räthsel. Das weiß ich wohl, daß
„sie höchst unglücklich sein muß, da
„sie zweimal abgebrannt ist: aber wie
„der Nahme Reinhold allen zum Aer-
„gerniß, wie er selbst in der umlie-
„genden Gegend auch dem gemeinen
„Manne stinkend worden ist, bleibt
„mir ein undurchdringliches Geheimniß.
„Ich kenne die Rechtschaffenheit mei-
„nes Vaters zu gut, als daß ich das
„glauben sollte, was jenes schändliche
„Weib mir erzählte. Ich schwöre dir's
„zu Heinrich, wenn du mich nicht ab-
„gehalten hättest, sie hätte es so bald
„und vielleicht lebenslang nicht vergessen
„sollen, was das heißt, den ehrlichen
„Nahmen eines Mannes schänden.“

„Was hätte es uns aber geholfen? Wären wir dadurch dem Ziel unsrer Wünsche näher gekommen? Vielmehr hätte sich die schlimme Meinung von deinem Vater nur noch vergrößert, wenn du das Weib hättest züchtigen wollen. Was bisher bloße Nachrede gewesen wäre, würde nun durch dein Betragen zur Gewißheit geworden sein.“

„Ich erkenne, du hast recht: aber „könnte mein kindliches Gefühl so ganz „gleichgültig bleiben?“

„Laß es gut sein und sei jetzt ruhig. Vielleicht erfahren wir etwas in diesem Dorfe. Wir haben ja einen guten Behelf. Zuerst fragen wir, wer Thalbach ist und so können wir unver-

merkt auf deinen Vater kommen. Ich kann unmöglich glauben, daß er sich so gar weit hätte entfernen sollen.“

„Du verweist mich zur Ruhe, und „gerade du bist es, der meine Unruhe, „so bald ich dich ansehe, nur noch ver„größert. Aus Liebe zu mir, als dei„nem zukünftigen Schwager hast du „den weiten Weg zu Fuß mit mir ge„macht! Was hab' ich dir nicht von „der Freude erzählt, die meine Eltern „über unsre unvermuthete Ankunft ha„ben würden? Wie viel von dem „Wohlstande, in welchem du meine „Familie finden würdest? Und nun „vollends dein Entschluß, meine Schwe„ster, wenn sie noch unverheira„thet — —! O Heinrich — muß ich

„nicht als ein Betrüger vor dir erscheinen?“

„Du schwärmst von einem Gedanken zum andern, welche du alle vermeiden könntest, und die ich dir auch schon zum Theil widerlegt habe. Sollte ich dich darum für einen Betrüger halten, dich weniger lieben, weil deine Familie, ohne daß du es wußtest, unglücklich worden ist? Wie klein denkst du von mir und wie einseitig muß mein Karakter in deinen Augen erscheinen, wenn du solche Gedanken bei mir erwartest?“

„So bist du edler als ich dachte.“

Sie traten jetzt aus dem letzten Gebüsch und sahen das Dorf vor sich, und den Berg in Müllers Garten, auf wel-

chem die Trümmern dem Burg lagen. Dadurch wurden sie wieder an Gegenstände der Natur gezogen, welche ihr Nachdenken etwas zerstreuten und ihr Gespräch mit andern Dingen verwebten. Nachgerade kamen sie ins Dorf und fragten bei der ersten Gelegenheit einen Landmann, der in seinem Garten grub, nach dem Wirthshause: „Gehen sie nur auf dem Wege fort bei der Mühle vorbei, so werden sie es finden, sagte er: wollen sie etwas näher gehen, so wenden sie sich rechts, wo der Fußsteig über das Wehr geht; der wird sie durch den Mühlhof führen. Gerade dort, wo der Mann herauskommt, gehen sie hinein; sie können gar nicht fehlen.“

Sie gingen auf den Mann zu, der ihnen entgegen kam. Zwiſchen ihnen war das Wehr. Der Mann betrat itzo den ſchmalen Steg der über das Waſſer führte und ſie ſtanden am dieſſeitigen Ufer und wärteten bis er vollends herüber ſei. Er ging vorſichtig und hielt ſich mit der Linken an die Lehne allein ohngefähr in der Mitte blickte er auf ſie hin; ſein Blick blieb auf ihnen haften; er that noch einige Schritte; zog jählings die Hand von der Leitſtange ab; machte eine Bewegung ſie in die andere zu ſchlagen; rief aus — „mein Gott!“ — verlohr das Gleichgewicht und — ſtürzte in den Mühlgraben.

Schon hatte auch Heinrich — Stab, Bündel, Rock und Hut von sich geworfen, lief einige Schritte am Graben hin und warf sich ins Wasser. Er war ein fertiger Schwimmer, hatte bald den Alten in seiner Gewalt und brachte ihn ans Ufer auf der Seite der Mühle, wohin sein Gefährte in ängstlicher Erwartung lief. Durch ihre beiderseitige Bemühung brachten sie ihn auf das Trockne. Ernst sprang so fort in die Mühle, um fernere Veranstaltungen für den Verunglückten zu treffen. Hier fand er den Müller nachdenkend vor seiner Hausthüre sitzen, schrie ihm die Nachricht zu, und dieser — wie aus dem Traume gerissen, lief ihm nach und sprach vor sich hin: „er ist's, er

muß es ſein. — Ein unglücklicher Vater; — zweimal abgebrannt, — und nun auch im Waſſer verunglückt!“ — — „Wie ichs dachte,“ rief er aus, als er bei ihm ſtand. — „Unglücklicher Thalbach!!“ — Thalbach? fragten die Reiſenden, und es war, als ob dieſer Nahme ihre Theilnahme verdoppelte, als ob ſie ſchon eine Vorausbezahlung für dieſe menſchenfreundliche Handlung erhalten hätten.

Sie trugen ihn in die Mühle und wandten die nöthige Sorgfalt an, ihn wieder zu ſich zu bringen. Es gelang ihnen bald. Er ſchlug die Augen auf, und ſeine erſten matten Worte waren: „O mein Sohn! mein Ernſt!“ Stier ſah nun dieſer ihm ins Geſicht, er-

kannte ihn unter den veralterten Zügen, erkannte seinen Vater und warf sich in die ihn matt umschlingenden väterlichen Arme.

Heinrich stand da, neben ihm der Müller und seine versammelten Hausgenossen. Sie alle — doch wer hat mahlerische Worte genug, solche Auftritte zu schildern? Es ist hinreichend zu sagen, daß sich die ernste Wimper des ehrlichen Müllers benetzte. Mit jedem Augenblicke wuchsen die Kräfte des Greises und sein durch Mangel und durch so viele erlittene Drangsale geschwächter Körper kehrte in die Jünglingsjahre zurück. Seine Umarmungen schienen keine Gränzen zu finden und wechselten zwischen Ernst

und Heinrich ab, welchem er mit der innigſten Rührung des Herzens für ſeine Errettung dankte.

Froh — wie er ſeit dem unſeligen Abende, an dem Dorchen in die Fallſtricke jenes Wollüſtlings fiel, nie geweſen war, faßte er endlich beide an ſeine Hände und riß ſie mit ſich fort — ſeiner Wohnung zu. Den Müller bat er zu folgen; und dieſer verſprach es ihm; weil er neugierig ſei zu wiſſen, wo ſein Sohn ſo lange geblieben wäre, nur wollte er erſt Anſtalten treffen, daß ſeine und Heinrichs naß gewordenen Kleider vollends trocken würden. Jetzt dachte der gute Vater weder an Pfannkuchen noch Grünlinge; ſein einziger

Gedanke war: ich habe meinen Sohn meinen Ernst wieder.

Sie kamen in die niedrige ländliche Stube. Vater Reinhold schob seine Uhren, so weit es nur ging auf die Seite, lief hin lief her, und vergaß sich eine so große Menge Fragen, daß Ernst so gut er konnte, alles in diese Worte zusammen drängte:

„Nachdem ich die vorzüglichsten Orte Deutschlands, Frankreichs und Englands besucht hatte und eben im Begriffe war, zu ihnen, mein Vater zurück zu kehren, überfiel mich eine langwierige Krankheit, bei der mein Arzt zweifelhaft blieb, was er aus ihr machen und aber er mir eine glückliche Genesung derselben voraus sagen könnte.

Um sie nicht meinetwegen in ängstliche Sorgen zu setzen, schrieb ich ihnen nichts von meiner Krankheit zu der Zeit, wo ich selbst noch hätte schreiben können. In der Folge konnte ichs nicht, und ließ es auch nicht durch andre geschehen, weil ich immer in der Erwärtung stand, daß die Krankheit entweder mit dem Tode, oder mit meiner völligen Genesung aufhören würde. Wie sie sehen, so geschahe das letzte, und nun war mein erstes, sie von meiner Rückkehr durch ein Schreiben zu benachrichtigen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist das Schreiben nicht in ihre Hände gekommen, so wie dasjenige, was ich ihnen von Hamburg aus sandte. In Hamburg wollte ich mich

nur einige Tage aufhalten, um einige Bekannte und Freunde, welche ich bei meinem ersten Aufenthalt gefunden hatte, wieder zu sehen; allein ich wurde mit einer Familie bekannt, die zu liebenswürdig war, als daß sie mich nicht auf längere Zeit hätte an sich ziehen sollen. Ein ganzes Jahr ist mir bei dem Genuß der reinsten Freundschafft verflossen und hat bereits die glückliche Folge für mich, daß diese Familie mich würdig genug findet, sich mit mir durch eine eheliche Verbindung auf immer zu vereinigen. Dieser, ihr Retter, mein innigster Freund — ist der Sohn des Wolfischen Hauses und der Bruder des Mädchens, durch dessen Hand ich glücklich werden soll. Er

entſchloß ſich freiwillig, die weite Reiſe zu Fuß mit mir zu machen, um ſie und meine Verwandten kennen zu lernen, und mit mir die Willfährung meines Entſchluſſes aus ihrem Munde zu hören.“

Dieſe kurze Geſchichte war hinreichend, den frohen Muth des Alten um ein beträchtliches herabzuſtimmen. Er umarmte aufs neue ſeinen Retter, den Freund ſeines Sohnes; aber mit einem Gemiſch von Rührung und Wehmuth. — „Ich bin tief geſunken, mein Sohn,“ hub er an, und erzählte nun die Schmach ſeiner Tochter, den Tod ſeiner Gattin und den Verluſt der Ehre und des Vermögens mit kurzen Worten.

„Großvater! Großvater! Grünlinge haben wir, — einen großen großen Haufen!“ Rief Joseph, der voraus gelaufen war und itzt in die Stube trat. Es war ihm als wenn er in den Fremden schon eine alte Bekanntschaft fände; er reichte freundlich lächelnd beiden die Hände und sagte zu Heinrich. — „Warum bliebst du nicht bei meiner Mutter?“ — welche itzt die Thür öffnete.

Ernst flog von seinem Sitz auf und riß das erstaunte Mädchen — jene Reisenden bei ihrem Vater zu sehn, an seine Brust. Sein Ausruf: „O meine unglückliche Schwester! — so seh' ich dich wieder?“ gab ihr Licht wer dieser Fremdling war. Und nun hätte

man das Auge ſehen ſollen, mit dem ſie ihren Bruder betrachtete, — den Widerſpruch in ihren Umarmungen, zu welchen ſie ihr Herz hinriß, und von welchen das Ungewöhnliche ſie abhielt. Man hätte ſehen ſollen, wie die Bläſſe und Röthe ihrer Wangen wechſelten, und über die frohen Züge ihres Geſichts die Beweiſe des beklommenen Herzens rollten. — Sprechen? ha wie hätte ſie dies gekonnt?

Joſeph ward ſchüchtern, ſprang an die Knie ſeines Großvaters und blickte ſeitwärts nach ſeiner Mutter. Aber Heinrich — wie wogte es ſo heftig in deiner Bruſt! Wie vermochteſt du es, über dich zu gebieten, daß du nicht hinflogſt, und mit den Ausbrüchen der

zärtlichsten Liebe, den Drang deiner Empfindungen sichtbar werden lieſeſt? War es Vorgefühl, daß du ungetheilt dieſe Umarmungen des seelenberauſchten Mädchens genießen würdeſt? — Denn als der Vater ihr sagte: „und nun meine Tochter — wäre dieſer nicht, ſo fändeſt du mich vielleicht nicht mehr am Leben. Ich stürzte, da ich die Züge meines Sohnes erblickte, in den Mühlgraben, und er — rettete mich!“ — Da beſiegte das Herz jede Schüchternheit; ſie warf ſich an Heinrichs Bruſt, und — doch konnte er ſtärkere Gefühle der Dankbarkeit fordern?

Noch nie hatte der Scheideblick der untergehenden Sonne, der jetzt durch die Linde an der Pforte ſich ſtahl, in

dieſer ländlichen Wohnung Menſchen gefunden, welche alle ſo ſtark und doch ſo widerſprechend empfanden. Inzwiſchen ergoß ſich nachgerade der heftige Strom der Empfindungen in ein breiteres Bette und floß ruhiger auf einer angehenden Ebene. Sie wurden allmählig dahin gebracht, ſich aufs neue in ihren jetzigen Verhältniſſen gegenſeitig zu betrachten, und die Zukunft mit der Gegenwart zu vergleichen.

„Ich habe ihn wieder meinen Sohn; dachte Vater Reinhold, und — ich kann Hoffnung ſchöpfen, daß nun mein Alter unter ſeiner Pflege nicht zum Bettelſtabe hinſinken darf, daß ſeine Hand mein ſterbendes Auge zudrücken wird. Freilich wird mein Ernſt durch mein

Unglück gehindert, so glücklich zu wer-
den, wie er es geworden wäre: denn
sollte das Mädchen so ganz uneigen-
nützig ihn lieben? Doch es sei, der
Gedanke: ich ernähre meinen Vater
durch meiner Hände Arbeit, mag ihn
dafür entschädigen.“

Ernst, der zwar die Liebe seiner
Julie kannte, wußte doch nicht was
er nun von ihr zu erwarten hätte.
Mehr aber als dies beunruhigte ihn der
Tod seiner Mutter und die Geschichte
seiner Schwester. — „Sollte die Ver-
ruchtheit eines Menschen so weit gehen
können? dachte er. Sollte sie selbst
ihr keine Gelegenheit ihm gegeben ha-
ben? War es nicht möglich, daß sie
einmals der Sinnlichkeit williger ein

Opfer brachte, als ihre Vernunft noch nicht ausgebildet war?

Weniger noch als diese beiden kannte Heinrich seine Gefühle berichtigen. Anfänglich war es etwas nur Scherz gewesen, sich mit der Schwester seines Freundes und zukünftigen Schwagers ehelich sich verbinden zu wollen; aber allmählig war dieser Scherz in Ernst übergegangen. Jetzt sah' er sie, und fand nicht nur das an ihr, was er sich gedacht hatte, sondern ungleich mehr. Er überzeugte sich, daß ein solches Weib, welches so sichtbar — so leserlich die Güte des Herzens und die Sanftheit des Karakters in allem zeigte, ihn glücklich machen könnte: und doch war's, als ob ein anderer bei dem

Anblick des Kindes, ihm ins Ohr flüsterte: „wer kann die Tiefen des Herzens ergründen?“ —

Und nun das Mädchen selbst. — Sie wußte nichts von dem, was Ernst und Heinrich über sie gesprochen hatten, sind zwar bescheiden an die Verrichtungen gegangen, welche ihr der Vater gebot, um eine Suppe für sie alle zu bereiten; so gern sie auch zuvor gewußt hätte, wo Ernst so lange geblieben wäre und wer sein Begleiter sei. Sie holte für ihr erspartes Geld einige Maaß Bier; wollte bei diesen Gängen nur an ihren Bruder denken, und an das was er erzählen würde; aber eh' sie sichs versah — stand Heinrichs Bild ungerufen vor ihrer Seele.

Sie fühlte dann eine Wärme in ihrem Geſicht, aber ihre Betrachtungen ſchloſſen ſich gewöhnlich damit: „ich bin eine entehrte Mutter.“

Joſeph war unter allen am geſchwindeſten mit ſich einig werden. Er bewies es dadurch, daß er zu Ernſt und Heinrich ſagte, als ſie beide ſich ihren Betrachtungen überließen und einige Minuten ſtumm vor ſich hinſahen: — „Ich will's der Mutter ſagen, daß ſie dir Grünlinge giebt — und dir auch.“

Die Folge des eigenthümlichen Ganges der Gedanken eines jeden unter ihnen war, daß das wechſelſeitige Geſpräch oft unterbrochen wurde. Zur Entſchädigung der Lähmung ihrer Un-

terhaltung dienten die Worte des Alten: „Morgen Kinder, morgen wollen wir erzählen! Heute seid ihr müde und entkräftet.“

Schon stand die von Dorchen bereitete Suppe auf dem Tische; als der Müller in die Stube trat. „Da bin ich,“ sprach er, und legte die mitgebrachten frischen Kuchen auf den Tisch. „Es ist Kirmß bei uns, meine Herren, kosten sie wie der Kuchen gerathen ist. Aber nun zu etwas wichtigern! Eben da ich hergehen wollte und zuvor noch einmal nach dem Schützen am Wasserade sah, kam ein Mensch auf der Straße geritten. Er hielt an, da er mich sah' und frug nach dem Wirthshause. Ich sagte es ihm und er ritt

weiter, wandte aber wieder um, rief mir aufs neue zu und ſtieg ab. Auf ein Wort, Meiſter Müller, ſagte er. Weiß er nicht, ob hier im Dorfe oder in einem benachbarten ein Mann wohnt, Nahmens Reinhold? — Ich ſtutzte und wußte nicht was ich ſagen ſollte. Ich that als ob ich nachdächte: Reinhold? Reinhold? Hm, ſagte ich, ich müßte nachfragen. Wenn er ſich ein bischen in meiner Mühle aufhalten will; ſo will ich einen Gang gehen, vielleicht könnte ich was erfahren. O vortreffe lich, fuhr er fort, ich habe hier einen Brief an ihn, und bin ſchon lange vergebens nach ihm herumgeritten. Er zog ihn aus der Taſche und ſo machte ich mich ſogleich auf den Weg.“

Vater Reinhold kannte weder Hand noch Verschafft. Er hielt den Brief lange unerbrochen in den Händen. Zitternd nahm er die Brille, und las. Alle hatten die Augen auf ihn; aber am meisten schlug laut das Herz des guten Mädchens, welches eine neue schreckliche Nachricht befürchtete, und ein Ereigniß gleich denen, welche sie bisher erfahren hatte. Der Mund des Alten zog sich vor Erstaunen immer tiefer, und der Brief wankte hin und wieder in seinen zitternden Händen. Endlich legte er ihn hin, hob die Hände gefaltet gen Himmel und rief: „Dein Nahme, o Herr sei gelobt! Vergieb dem Sünder in deinem Gericht! Hier Kinder! Hier meine unschuldige

Tochter, lest — lest laut, daß es die ganze Welt höre! — Ernst ergriff den Brief und las:

Unglücklicher, tief gekränkter, durch mich geschändeter Vater!

Meine Hand vermag nicht alle Schandthaten meines ehrlosen Lebens jetzt nieder zu schreiben, theils sind ihrer zu viel, theils bin ich zu schwach, da ich an den Pforten des Todes stehe. Ich ergreife daher den Augenblick, wo ich mich stark genug fühle, Ihnen das Geständniß der schwärzesten That, welche ich an Ihrer edlen und schuldlosen Tochter, aber auch zugleich an Ihnen

und Ihrer Familie begangen habe, vor Augen zu legen. O daß alle Böſewichte, die mir gleichen, die Martern meines erwachten Gewiſſens fühlten, ehe ſie das Maaß ihrer Verbrechen erfüllen.

Ich bins, der die köſtliche, von Ihren Händen ſo ſorgſam gepflegte Blume brach. Ein auf kurze Zeit betäubender Trank, den ich in der Abſicht bei mir trug, mußte die Tugend Ihrer Tochter, verpeſten und meiner Leidenſchafft den Sieg vermitteln, den ich ſonſt nie erreicht haben würde. Ich bins, — der zum Rächer der Unſchuld meine Hand erhob, und das Gegentheil meiner Schandthat beſchwur. Ich bins, — der mit ſataniſcher Freude

Sie verläumdete, und durch die Geſellen meiner Laſterhafftigkeit das Gerücht in Langenſtadt und Angerode verbreitete, Sie wären Schuld an der entſtandenen Feuersbrunſt. Ich thue es, aber wozu ein längeres Geſtändniß vor Ihnen, da ich bald vor dem Richterſtuhl des Ewigen es fortſetzen werde?

Ich habe das Kind Ihrer Tochter öffentlich und gerichtlich für meinen Sohn erklärt; und als ſolcher erhält er nach meinem Tode (welcher gewiß erfolgt iſt, wenn Sie dies leſen,) vier tauſend Thaler. Fünf tauſend ſollen Ihrer Tochter, ſo wie jene, durch die hieſige Obrigkeit ausgezahlt werden.

Ein Sturz vom Pferde, wobei ich das Bein brach, ist das Mittel, welches mein Gewissen erweckte, und ein dazu geschlagenes Wundfieber wird wahrscheinlich in kurzem die Welt von mir befreien und mich der Gerechtigkeit Gottes überantworten.

Fluchen Sie! Fluche Du durch mich entehrtes Mädchen wenigstens jetzt nicht mehr dem

sterbenden Hohwald.

Sie alle vergaben dem reuigen Sünder. Der Widerspruch der Gedanken, welchen Ernst und Heinrich von Dorchen gehegt hatten, wurde völlig getilgt. Das Mädchen erschien nun

in ihren Augen, wie sie wirklich war; nur für Heinrichs Herz mit noch grösserer Anzüglichkeit. Bald flossen die Töne der schwingenden Saiten ihrer Gefühle, in den Einklang der Liebe. Mit den frohsten Aussichten in die Zukunft betraten alle in wenigen Tagen die Reise über Langenstadt nach Hamburg, wo Ernst und Julie, wo Dorchen und Heinrich das Band der ehelichen Liebe knüpften.

Der ehrliche Müller war bei ihrer Abreise der einzige Mißvergnügte. Er hatte sie am Kirmßsonntage mit Schwarzfleisch und Klößen bewirthet, worauf das von Dorchen gesammelte Gericht auf Verlangen aller gefolgt

war. — Von der Zeit an sagte er bei allem was er gern aß: — „So schmeckt mirs nicht, wie das Gerücht der Grünlinge.“

Druckfehler.

Seite	Zeile.		
22	13	lies	Beivillkommnung statt Bewillkommnung.
97	10	—	meidenswerth statt neidenswerth.
231	17	—	dem statt den.